

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Hachmeister



Pfuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
2. Jahrgang 1922

Heft 12

40

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Wir nennen hier einige Mitarbeiter der bisher erschienenen Hefte:

I. Jahrgang:

- Hest 1: D. Kalweit, Adalbert Matthaei, Max Hildebert Boehm, Ludwig Bäte, Ernst Petersen, Bruno Pompecki.
- Hest 2: Ernst Schulze, Konrad Elert, Richard Fromme, Woldemar von Seidlich, Thilo Kiese, Heinrich Zerkulen, Werner Kilian von Tryller, Karl Demmel, Kopernikus.
- Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.
- Hest 4: Hanns Martin Elfer, Geheimrat Spieß, Paul Zech, Hans Bethge, Kurt Adami, Paul Knötel, Arthur Laudien, Konrad Hahn, Wolfgang Greiser.
- Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.
- Hest 6: von Holst, Carl Lange, W. la Baume, Kloeppel, Elisabeth Siewert, Walter von Molo, Richard von Schaukal, Paul Feldkeller, Paul Wolf, Paul Richter, Hans Sturm, Erich Klein.
- Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.
- Hest 8: Willibald Dmankowski, Hermann Steinert, Hans Franck, Hermann Dahl, Helene Westphal, Wilhelm R. Jahn, Kurt Vock, Georg Eichen, Franz Alfons Gayda, Hans Benzmann.
- Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!
- Hest 10: Louis Corinth, Bruno Walter Reimann, Paul Rohrbach, Katarina Botzky, Ernst Hammer, Johannes Schlaf, Luise von Brandt, Paul Enderling, Max Carstenn, Herbert Sackel, E. Steinbrecht, Hans Walter Schmidt, Hans Gäßgen, Walter Hein.
- Hest 11: Sonderausgabe „Dichter des Ostens“.
- Hest 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

II. Jahrgang:

- Hest 1: Ludwig Finckh, Will Vesper, Thomas Wilhelm Reimer, Leonhard Schrickel, Ewald Silvester, Fritz Heinz Reimesch, Hanns Fehner, Walther Harich, Edward Carstenn.
- Hest 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatbund.
- Hest 3: Franz Mannstaedt, Paul Friedrich, Otto Pringsheim, Johannes Dziubiella, E. R. Praschinger, Marie Dedo-Wrie, Hugo Socnik.
- Hest 4: Sonderausgabe „Memel“.
- Hest 5: Hermann Stehr, E. Kleinhempel, Carl Meißner, Anna Pape, Hildegard Voigt, Paul Magdorst, E. Waldmann, Wilhelm Müller, Maximilian Ubich.
- Hest 6: Sonderausgabe „Masuren und Ermland“.
- Hest 7: Dr. Willy Drost, Otto von Kursell, Wilhelm Kosch, Paul Burg-Schaumburg, Heinrich Leis, Leo Sternberg, Robert Heinz Heygrodt, Paul Schulze-Berghof.
- Hest 8: Sonderausgabe „Gefallene Künstler“.
- Hest 9: Sonderausgabe „Ostdeutsche Frauen“.
- Hest 10: Eduard Bishoff, Walter Buch, Gerhard L. Buchholz, Rudi Hammer, Agnes Harber, Agnes Miegel, Wilhelm v. Scholz, Prof. Storch, Margarete Wessel.
- Hest 11: Arthur Silbergleit, Arthur Brausewetter, Kurt Frick, Rektor D. Hohe, Herbert Lipp, Kurt Offenburger, Eugen Mossakowski, Walther Taube, Fritz Braun, Dr. Siegfried Berberich, Walther Meckauer.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

Sprechstunden der Schriftleitung:

Montag nachmittags von 4—6 Uhr in Oliva, Albertstraße 9.

Donnerstag vormittags von 10—12 Uhr, in Danzig, Langgasse 40 I

Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Junst“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

1922

Heft 12

Der Kärntner Heimat- und Volkstreue*)

Von E. R. Praßinger

„Kärntner, das seimer,
Sunft warmer nix nuß,
Und Kärntner, das bleibmer
Den Feinden jan Truh.“

Kärnten, das alte „Carinthia“, ist das Land der Lieder und Seen und liegt inmitten der hohen Alpen. Im Norden begrenzen es die Tauern, im Westen neben den Tauern die Gailtaler und Julischen Alpen, im Süden die Karawanken, im Osten die Koralpe. Den Karawanken und den Karnischen Alpen war seit jeher die Rolle von Grenzgebirgen zugefallen, und schon in der Römerzeit (15 vor bis 476 n. Chr.) bildeten sie die Südgrenze der Provinz Norikum, seit der Gründung des Herzogtums Kärnten (976) aber schieden die ersteren Kärnten von Krain. Das Gebiet hier hatten in den Zeiten vor Christus die Kelten bewohnt, die, weil spärlich angesiedelt, entweder ausstarben oder wieder vertrieben wurden. Ihnen nach folgten die Römer und das Land wurde später für viele deutsche Stämme, die ihrem Wandertriebe folgend nach dem Süden strebten, Durchzugsland. Die meisten dieser deutschen Stämme haben sich in Italien verloren, ein Teil derselben aber war in Kärnten verblieben, wohin im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. auch die alten Slowenen kamen. Aus dem deutschen Salzburg und dem römischen Aquileja kamen deutsche und italienische Priester als Verkünder des Evangeliums zu ihnen. Kärnten, das später auch für eine Zeit vom großen Deutschen Kaisertum fiel, verblieb sonach durch 1200 Jahre die gemeinsame Mutter der Deutschen und Slowenen. Deutsche und Slowenen in Kärnten leben seit jeher in voller Eintracht mit- und nebeneinander. Sie sind ja auch durch die eigenartigen Verhältnisse des Landes allein schon auf einander angewiesen. Das jahrhundertelange Nebeneinanderleben hat naturgemäß auf beide Stämme abgefärbt und es

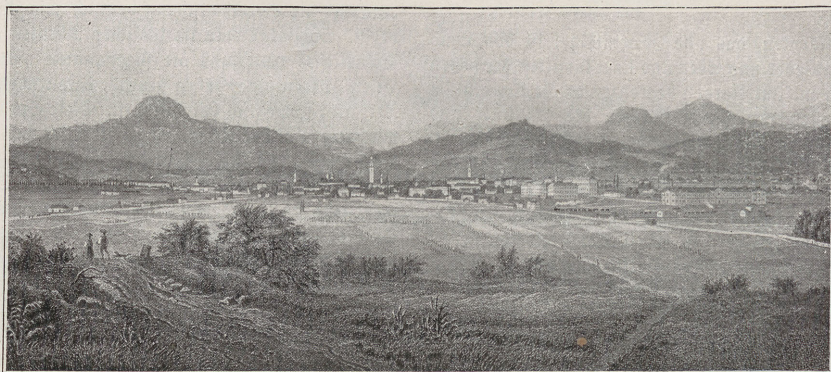
kommt in gar manchem der im übrigen weit hinaus über das Land bekannten Kärntner „Liadln“ die Sprachmischung deutlich zum Ausdruck. Findet man im südlichen Kärnten als Volkslieder gleichfalls die sogenannten „Wierzeiler“, deren eine Hälfte deutsch, deren übriger Teil aber slowenisch (windisch) ist. Diese Sprachmischung im Liede selbst aber ist sicherlich nur ein weiterer Beweis für das gute Einvernehmen der beiden Kärntner Stämme. Die Kärntner Slowenen haben aus dem gleichen Grunde in ihre Sprache, ihren Volksglauben, in ihren Sagen- und Liederschatz sehr vieles vom Deutschen hinübergenommen. Beseelt von gleicher heißer Liebe für das Land, in dem sie gemeinsam alle die Zeit über friedlich nebeneinander gelebt, waren der Deutsche und der Slowene Kärntens einander zum Bruder, das Land selbst aber zur gemeinsamen Mutter geworden. Die Angehörigen beider Stämme bekennen sich stolz zum Kärntner Volkstum. Im Gegensatz hierzu betrachtete der Kärntner Slowene den Krainer und jetzigen Jugoslawen nur als Fremdling und trat dem insbesondere seit 1848 immer wieder einsehenden Buhlen der südslawischen Heßer stets kalt und fast verständnislos gegenüber. Im allgemeinen hat der Deutsche zufolge seiner Intelligenz und seines Könnens, abgesehen von den durchweg deutschen Städten und größeren Gemeinden, auch auf dem Lande die führende Rolle. Die höhere Kultur der Deutschen ging vielfach auf die Slowenen über, welche Sitten und Gebräuche,

*) Pfingsten 1921 fand die große Schutzbundtagung in Klagenfurt statt. In diesem Jahre ist Ostpreußen (Königsberg, Allenstein, Marienburg, Danzig) dazu aussersehen. Unser Maiheft wird einen Überblick der Veranstaltungen geben, so daß diese Sonderausgabe als Einführung, als Begleiter für die vorgesehenen Wanderungen und später als Erinnerungsblatt gedacht ist. Es folgt im Juni das zweite Marienburgheft (das erste, Weihnachten 1920, war nach wenigen Wochen vergriffen), das denselben Zweck dient und gleichzeitig auf die Marienburgbundeswoche hinweist. Schriftleitung

Lebensgewohnheiten und Wirtschaftsformen der Deutschen zu den ihren machten. Stellenweise war der Einfluß dieser höheren deutschen Kultur auf die Slowenen so stark, daß sie im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der deutschen vertauschten. Daß hier wohl zwei Stämme, aber nach außen hin und insbesondere nach dem südlichen Nachbar Jugoslawien zu, ein von gleicher Liebe für die gemeinsame Heimat beseeltes Ganzes lebt, wurde aller Welt durch das Abstimmungsergebnis erwiesen. Die Natur selbst hatte Klagenfurt für die im südlicheren Teile Kärntens sesshaften Slowenen zum wirtschaftlichen Zentrum gemacht und der Abstimmungssieg der Kärntner gereicht besonders diesen Slowenen, die in die deutschen Städte kamen, um

Zone II fast rein deutsch. Demnach ist auch das Abstimmungsergebnis in erster Linie als Sieg des Bekenntnisses zum Kärntner Volkstum zu werten. Dieses Bekenntnis zum Kärntner Volkstum hatte sich schon in der Zeit vor dem Kriege gelegentlich der Reichsratswahlen gezeigt, bei denen die Partei der Slowenisch-Nationalen gegenüber den anderen Parteien des Landes immer in der Minderheit blieb. Das Bekenntnis zum Kärntner Volkstum geht aber wohl am besten aus folgendem hervor: Es zählte die Zone I rund 23 000 Deutsche und 50 000 Slowenen, die Zone II 49 000 Deutsche und 4500 Slowenen.

Abstimmungsberechtigt waren nach einer im Friedensvertrage ausdrücklich vorgesehenen Bestimmung nur Jene, die bereits am 1. Januar



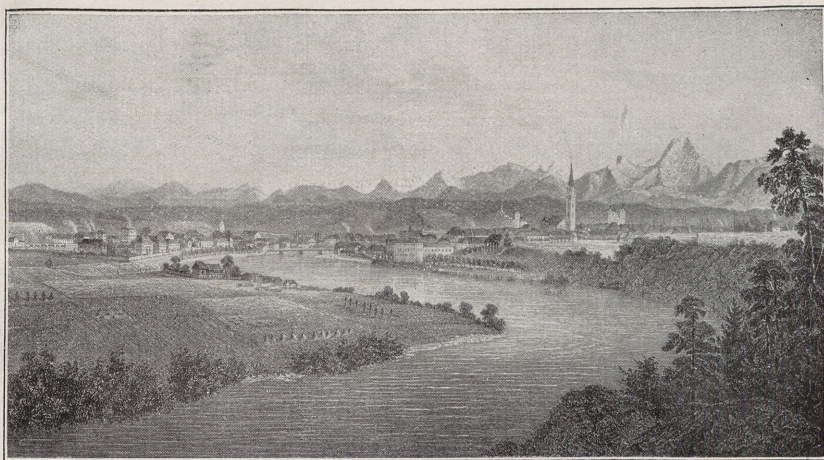
Klagenfurt

ihre Bodenerzeugnisse gegen die Erzeugnisse des deutschen Handels und der deutschen Industrie einzutauschen, zu großem wirtschaftlichem Vorteile. Deutsche und Slowenen sind übrigens fast nirgends durch natürliche Grenzen von einander getrennt, darum begegnete auch die Festsetzung der Staatsgrenze Deutsch-Österreichs gegenüber Jugoslawien überaus großen Schwierigkeiten. Der Mangel jeglicher natürlicher Grenze erklärt auch, daß die Sprachengrenze zumeist von mehr oder minder stark gemischten Gebieten begleitet wird, die oft tief in die Herrschaftsbereiche der beiden Stämme hineinreichen. Man kann also hier von einer scharfen sprachlichen Abgrenzung füglich nicht sprechen. Von deutscher Seite wurde auch niemals bestritten, daß die Umgangssprache in der Abstimmungszone I seit Jahrhunderten gemischtsprachig war, dagegen aber ist die

1919 ihren ständigen Wohnsitz im Abstimmungsgebiet gehabt hatten. Darin aber lag sicherlich eine große Erschwernis, mit der die heimattreuen Abstimmungsberechtigten rechnen mußten und die viele Tausende deutscher Kärntner von der Abstimmung ausschloß. Allen voran leitete der Kärntner Heimatdienst die umfangreiche und überaus schwierige Aufklärungs- und Werbearbeit. In vielen Tausenden von Flugschriften, Flugzetteln, aufklärenden Büchlein, in ungezählten Werbe- und Aufklärungsversammlungen wurde den Landesbewohnern beider Zungen unter Anführung all der Nachwirkungen und Folgen, die eine Zerreißung des Landes mit sich hätte bringen müssen, vor Augen geführt, was auf dem Spiele stehe. Furchtbar schwer oft war diese Aufklärungs- und Werbearbeit im südlicheren Kärnten, in welchem die widerrechtlich ins Land

eingedrungenen jugoslawischen Truppen jegliche Kundgebung für Deutsch-Österreich blutig unterdrückten, diejenigen aber, die sich zu Jugoslawien bekannten, mit Geld und Ehren überschütteten. Deutsche, die man heimattreu wähnte, erhielten nicht einmal die Lebensmittelkarten, es war ihnen sogar untersagt, über die Abstimmung selbst auch nur zu sprechen! Der Besitz, das Lesen deutscher Zeitungen wurden mit schwerem Kerker bestraft, viele Deutsche des Landes verwiesen und ihres Besitzes verlustig erklärt. Deutscher Grundbesitz wurde als solcher durch serbische Aufschriften kenntlich gemacht und jegliche Willens-

schaft: Als nämlich wie alljährlich vorher zur Zeit der Sommer Sonnenwende allüberall im frei gebliebenen Kärnten Höhenfeuer den Kärntnern im Besetzt gehaltenen Gebiete kündeten, daß ihre Brüder das Fest der Sonnenwende begehen, da flammten gleich darauf auf all den Höhen des besetzten Gebietes trotz der Anwesenheit der Jugoslawen die gleichen Feuer auf. Es hieß wie einst in Tirol: Wir sind bereit! Heimattreu! 15 Monate hatte die Besetzung durch die Jugoslawen, 7 Monate der hartnäckige und schwere Abwehrkampf der Kärntner Heimattreuen gewährt und volle 2 Jahre mußten vergehen, ehe



Villach in Kärnten

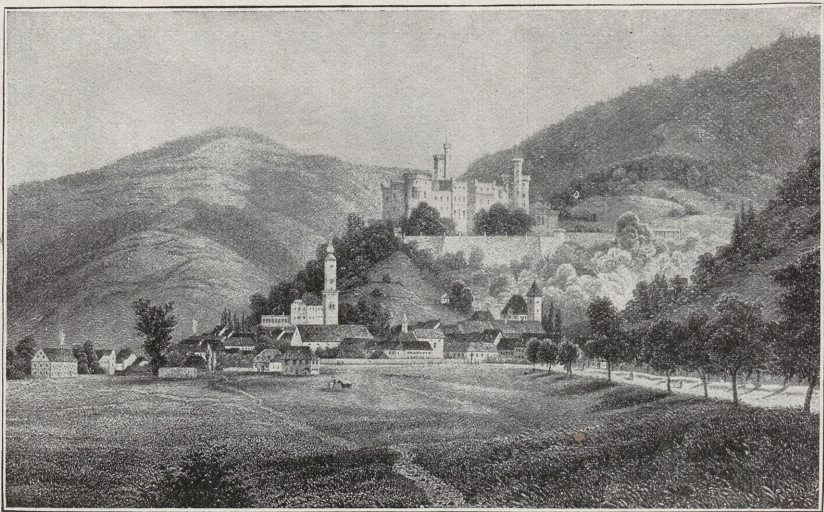
äußerung für Deutsch-Österreich schlankweg als — Hochverrat geahndet. Und dennoch überschritten unter ständiger Lebensgefahr Heimattreue nächstlicherweile schier ungangbare, nur den Seßhaften und Bodenständigen bekannte und vertraute Wege, um zu den Bewohnern jenseits der Demarkationslinie zu gelangen, ihnen Nachricht, Aufschlüsse zu geben, Werbematerial zu behändigen, sie aufzurichten, zu ermuntern und für die weitere Werbetätigkeit zu unterrichten. Gar viele waren es, die ihre Liebe zu Heimat und Volk solcherart zu stillen Helden machte. Der jugoslawische Terror hatte zur Folge, daß die Werbearbeit der Heimattreuen in den besetzt gehaltenen Gebieten als stille Werbe- und Aufklärungsarbeit oft nur von Mund zu Mund vor sich gehen konnte. Den Heimattreuen aber ward bereits vor dem Abstimmungstage frohe Bot-

das auch durch seinen Abstimmungswillen zu Deutsch-Österreich strebende Kärnten auch wirklich zu Deutsch-Österreich kam. Der Jugoslawen Absicht und Streben, neben dem Mießtale und Kanaltale ohne Befragen des Volkes auch den größten Teil von Unter- und Mittelkärnten sich durch Gewalt zu unterwerfen, vereitelte nicht in letzter Linie die wackere Abwehr der Kärntner selbst. Kärnten und Krain zu einem gemeinsamen Verwaltungsgebiete zu machen, wurde bereits im 13. und anfangs des 19. Jahrhunderts versucht. Diese Vereinigung aber hatte sich beidemal als unmöglich erwiesen und war nur zeitlicher Versuch geblieben. Kärntens Südgrenze ist eben durch keinen Vertrag geschaffen, sondern einfache Naturgrenze. Das Mieß- und Drautal wurden gegen den Willen der dortigen Bevölkerung und ohne Volksbefragung den Jugoslawen

vorweg zugesprochen und der Verlust ist für Kärnten gewiß ein großer, denn besonders das Niesztal hängt sowohl geographisch als auch in verkehrstechnischer Hinsicht mit dem übrigen Kärnten zusammen. Mit dem Niesztale hat Deutsch-Österreich aber auch eine seiner ergiebigsten Bezugsquellen für Blei verloren. Und auch das Kanaltal, zwischen Pontafel und Tarvis gelegen, ist eine klar umrissene, nationale Einheit, die wirtschaftlich unbedingt nach dem Norden neigt und auch geographisch zum übrigen Kärnten gehört. Es hat auch das Kanaltal durch Jahr-

und vertont und sich die es umgehende Wirklichkeit zum Liedinhalte gemacht. Dadurch aber sind gerade diese „Vierzeiler“ ein charakteristisches Merkmal des Landes selbst geworden.

Es ist unzweifelhaft, daß in dem Bekenntnisse der heimatstreuen Kärntner Slowenen zum Kärntner Volkstum im allgemeinen ein Bekenntnis der Vorliebe für deutsche Art und Sitte, für deutsche Kultur, der die Kärntner Slowenen ja so vieles zu danken haben, liegt. Die Entscheidung der Kärntner Slowenen ist dadurch aber auch gleichzeitig sichtbarste Aner-



Wolfsberg in Kärnten

hunderte hindurch sowohl politisch als auch sprachlich und national zu Kärnten gehört.

Daß der fangesfrohe Kärntner auch in der schweren Not der Unterdrückung und Willkürherrschaft der jugoslawischen Banden im Lande von Mut und Zuversicht war, dafür sind all die schnurrigen „Schnatterhüpf“ und sonstige Liederfetzte beredter Beweis, die die das Land vergewaltigenden „Tschuschen“ — wie die Volksfremden genannt wurden — oft in überaus trefflicher Weise zum Ziele ihres Spottes sich erkoren und die allenthalben bekannt waren. Es sind ja alle diese „Vierzeiler“ mit dem Boden, dem sie entsprossen, innig verwachsen, und es hat auch fast jeder Landstrich seine besonderen und beliebten Lieder. Ein Stück Lebendigkeit hängt an all diesen Liedern, das Volk selbst hat sie erdacht

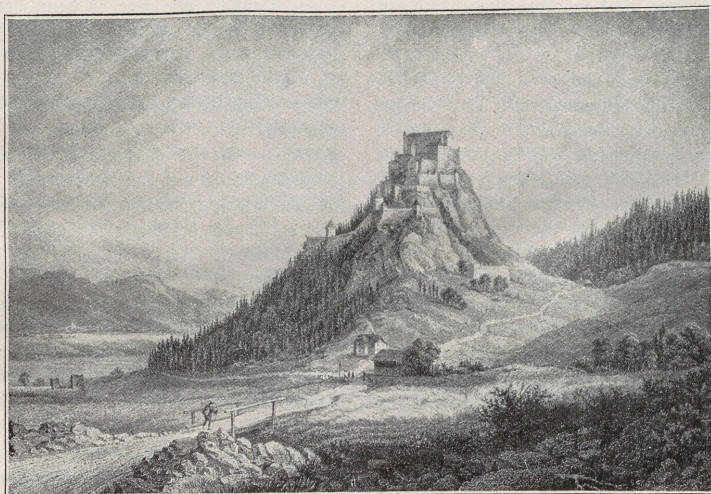
kennung und Abstattung von Dankeschuld an die deutschen Lehrmeister und dies gerade in einer Zeit geworden, in der allüberall Haß gegenüber allem Deutschen gepredigt wird. Dieses Bekenntnis und die Abstattung der slowenischen Dankeschuld hat man deutscherseits richtig eingeschätzt; sie werden beide den letzter Zeit wieder einsethenden Bestrebungen des Kärntner Heimatdienstes, der sich die Inangriffnahme der Wiederaufbauarbeiten, die Errichtung von deutschen Büchereien, Lesehallen u. a. zum Ziele gesetzt hat und hierbei der tatkräftigsten Unterstützung aller Deutschgesinnten dringend bedarf, richtunggebend und fördernd sein und seinen dem Wohle des ganzen Landes dienenden Bestrebungen überall im Lande freie Bahn schaffen.

Kant

Von Otto Koester

Mit einem schweren Seufzer erwachte er, zog den rechten Arm mit einiger Anstrengung aus der baumwollenen Decke, in die er sich allabendlich kunstvoll einzuwickeln pflegte, und fuhr mit der Hand mechanisch nach dem Klingelzuge neben seinem Bette, der durch die Stubendecke in Lampes Zimmer führte. Doch nein: mochte der Alte — wie laut sein Schnarchen durch das nächtliche Haus dröhnte! — den Rausch, den er

magern Beine aus dem Bett, tastete nach dem Feuerzeug und entzündete das Nachtlicht. Hierauf erhob er sich, fuhr mit zittrig bebenden Bewegungen in Schlafrock und Pantoffeln und goß aus einer Flasche einige Tropfen Rum auf ein Stück Zucker, um den heftigen und beängstigenden Druck zu lindern, den die Blähungen auf den Magenmund, wie er das lästige Leiden nannte, ihm wieder einmal verursachten. Wie



Hoch-Osterwiz in Kärnten

gestern Abend wieder einmal mit heimgebracht hatte, ungestört ausschlafen. Es war nicht ratsam, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, solange die Nebel des Alkohols noch über seinem Geiste lagerten. Oft vergaß er dann leider die urbanen Sitten, zu denen sein Herr ihn in der bald vierzigjährigen Zeit seines Dienstes mühsam erzogen hatte, und fiel zurück in die garstige alte Soldatengewohnheit des Fluchens und Schwadronierens aus der Zeit, da er noch unter dem alten Fräsen diente. Ja, er erlaubte sich neuerdings gar Ungebührlichkeiten, zu häßlich bisweilen, als daß man dem treuen Wasianski, der nun täglich kam und das Haus in wohlthätiger Ordnung hielt, davon hätte erzählen können.

Noch ein fieser, klagender Seufzer aus der dürftigen Brust — und der Greis hob die

kam es nur, daß ihn dies Übel schon wieder anfiel und ihm den kostbaren Schlaf raubte? Am Ende war doch der herrliche englische Käse schuld, dem er gestern Mittag recht spbaritisch zugesprochen hatte, trotz der stumm abmahnenden Blicke des guten Wasianski über den Tisch herüber. Man hatte, wie es jetzt häufiger vorkam, etwas lange, etwas recht lange bei Tisch gegessen. Ein halb sechs Uhr Nachmittags mochte es wohl gewesen sein, als Freund Motherby und der junge Studiosus aufbrachen. Ein bescheidener und wohlgebildeter Jüngling übrigens von aufgewecktem Verstande; der Empfehlungsbrief Fichtes aus Jena hatte nicht zuviel gesagt. Verlobt war er mit seinen einundzwanzig Jahren natürlich auch schon — wie hätte es bei einem Studenten der Theologie aus Sachsen anders

sein können. Und nach der Miniature auf Eisenbein, die er mit seligem Lächeln bei Tisch herumgezeigt hatte, mußte es ein gar anmutiges Kind sein, diese blonde Apothekerstochter aus dem Rudolstädtschen.

Wie es schwül war hier im Schlafzimmer. Die frühe Hitze dieser Junitage war eingedrungen, trotzdem die Fensterläden Tag und Nacht verschlossen blieben. Oder ob man sie doch bisweilen ohne sein Wissen öffnete? Der gute Wafianski war in solchen Dingen wohl manchmal ein wenig eigenmächtig. Warum er es bloß nicht wahr haben wollte, daß das Ungeziefer im Schlafzimmer der frühern Wohnung nur durch das eindringende Licht ausgebrütet war und erst verschwand, als man die Läden sorgsam verschlossen hielt.

Ach, nun stellte sich auch der lästige Kopfdruck wieder ein. Beide Ellenbogen auf die Knie gestützt und das tief hinabgebeugte Haupt in die Handhöhlen vergrabend, saß der Greis eine Weile auf dem Bettrand. Offenbar war die merkwürdige Art der Lufterlektrizität schuld, von deren Einfluß auf Mensch und Tier die Freunde törrichterweise nicht zu überzeugen waren. Hatte denn irgend jemand von Jugend auf so genaue und regelmäßige Beobachtungen an seinem Körper angestellt wie er? Nein, nein, er hatte schon recht, er wußte sich das nicht austreden lassen, mochte auch Doktor Jachmann sein besserwissendes Lächeln aufsetzen und dergleichen im Stillen Allerschrullen nennen. Es war ja doch keineswegs ein Zeichen des beginnenden Marasmus, daß ihn der fatale Druck jetzt so häufig an der Arbeit hinderte; nein, nein, er fühlte sich ja doch sonst leidlich frisch, dank dieser unwahrscheinlich regelmäßigen und seiner zarten Konstitution bis ins Kleinste angepaßten Lebensweise, die er seit vielen Jahren durchführte und auf deren scharfsinnige Methodik er stolz war. Nein, um Gottes willen nein, von einer Abnahme der Geisteskräfte war noch nicht die Rede. Es war nur die vermehrte Abhängigkeit von Witterungseinflüssen, die manchmal lähmend auf seinen Geist wirkte. Und dagegen mußte es Mittel geben. Nur Geduld, er würde sie ausfindig machen, diese Mittel. Er durfte ja jetzt noch nicht erschaffen, noch nicht: das Buch, das der Schlußstein, die Krönung seines Lebenswerkes werden sollte, mußte vollendet sein, wenn der Senfemann anklopfte, ihn zum letzten Gang abzuholen. Wohl schritt die Arbeit langsam genug voran, und mühselig nur fand er sich selbst oft in dem von Korrekturen wimmelnden Ma-

nuskript zurecht. Doch Geduld: er und das Werk — sie würden einander gegenseitig die Kraft verleihen, deren sie bedurften, — bis zum Ende, bis zur Vollendung.

Freilich war nicht darauf zu hoffen, daß die Zeitgenossen es gleich mit dem rechten Verständnis empfangen würden, mit der brennenden, selbstlosen, gründlichen Neugier, die er für seine Schriften fordern durfte. Ach, er hatte es längst bemerkt: manche der Herrn Kollegen fürchteten sich vor einem neuen Buch aus seiner Feder. Eingeschworen auf mühsam erworbenes Schulwissen fühlten sie sich beunruhigt durch das Neue und Unerhörte seiner Lehre, die zum Umlernen nötigte. Wie war es denn damals, im Jahre 81, gewesen, als er ihnen die große Fackel entzündet hatte? Hatte nicht der famose Herausgeber der „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, der Allerweltphilosoph Feder, gesagt: die Kritik der reinen Vernunft sei „dem Genius der Zeit gar nicht angemessen“? Haha, in der That: das war das rechte Wort, wenn man's nur recht verstand! Es gab auch einen schlichteren Namen für diesen „Genius“, und der hieß: Trägheit, Flachheit, Unmaßlichkeit. Wie viele waren es denn gewesen, die Kraft, Fähigkeit, Selbstverleugnung genug besaßen, um ihm nachzuklimmen bis zum Kamm des ungeheuren Gebirges, das er — nach dem großen Erwachen aus dem dogmatischen Schlummer — in den elf Jahren des stillen, einsamen Ringens siegreich erstiegen, in dessen harten Stein er einen freilich nicht sehr bequemen, nicht sehr komfortablen Weg geschlagen hatte? Wer unter den Lebenden ermaß denn den Triumph des Menschengesistes in seiner ganzen ungeheuern, schwindelnden Größe, wer erkannte den letzten, tiefsten, unabsehbar weit tragenden Sinn der Revolution des Denkens, die er durch sein Werk angestiftet hatte? Wer begriff es ganz, daß jenes Jahr 81 eine Weltbewende bedeutete?

Natürlich, er hatte es nicht anders erwartet, klagte man allerorten über den Mangel an Gemeinverständlichkeit, über den verschörkelten, blutlosen Scholastizismus, über den Hang zu Haarspalterei und Schematik, über die ganze spröde, quälend trockene, ungefallige Darstellung. Mochten sie sich nur die Zähne daran ausbeißten, die bequemen Herrn, die sich gar zu gern die gebratenen Tauben in den Mund fliegen ließen. Er wußte es wohl, warum er, der in frühern Schriften genugsam Proben anziehender und geistreicher Schreibart abgelegt hatte, diesmal, wo es die kühnste, folgen schwerste That der

Geistesgeschichte galt, auf gefällige Popularität hatte verzichten müssen. In den Vorreden hatte er's ihnen ja überdies gesagt, hatte er überhaupt so viele unendlich wichtige Fingerzeige zum Verständnis gegeben. Aber wer von diesen schnellfertigen Rezensenten hielt sich bei Vorreden auf. Wohl mochte, seit dem Erscheinen der einführenden „Prolegomena“ zumal, das Verständnis für seine Lehre zugenommen haben. Indessen man durfte sich durch äußere Erfolge nicht blenden lassen. Daß er zum Weltwunder avanciert war, zu dessen Besichtigung man aus aller Herren Ländern herbeiwallfahrte; daß man anonyme Schmähschriften gegen ihn verfaßte; daß man Medaillen auf ihn schlug; daß auf Kanzeln und in Frauenzimmergesellschaften die neue Lehre erörtert wurde; daß das Gerücht aufkommen konnte, die französische Nation habe ihn durch den Abbé Sieyès zum Redaktor ihrer Gesetzentwürfe gewinnen wollen; daß Studenten sich wegen des Vorwurfs mangelnden Kantverständnisses duellierten; daß die Jenaer Literaturzeitung vor einem Hochstapler warnen mußte, der sich für seinen Sohn ausgab und mit diesem falschen Freibrief hausierend das literarisch interessierte Publikum brandtschakte: das alles waren gewiß mehr oder weniger amüsante Zeugnisse seiner Verühmtheit. Doch Verständnis, bis zum innersten Kern seiner Gedanken vordringendes Verständnis? Ach, sie ließen sich wohl an den Fingern herzählen, die Wenigen, die es besaßen, für die er nicht umsonst gelebt und mit den Mächten der Finsternis gerungen hatte. Wenn sein Leib vermodert, dieser schmerzende Schädel längst von Würmern geböhlt sein würde, dann, ja dann vielleicht würde sein Geist leben in Vielen.

Leben — seine Gedanken folgten sich an dem Worte fest. Und ihm war, als verstünde er jetzt, in diesem Augenblick, zum ersten Mal recht eigentlich den Sinn dieses Wortes: leben. Wie Brunnenrauschen aus verschütteten Tiefen klang es ihm: leben, und dazwischen, verweht, zitternd und dünn, etwas wie ein ferner, klagender Geigenton. Hatte er eigentlich — gelebt? In seinem Kopf, da war es freilich lebendig gewesen all die Jahrzehnte hindurch. Welche Schlachten des Gedankens warin darin geschlagen worden, welche Erleuchtungen, Erschütterungen, Umwälzungen hatte er erlebt und erlitten! Dennoch: hatte er gelebt? O, er war nie ein verhookter, menschenfeuer, weckfremder Stubengelehrter gewesen, hatte dem Weltstreben nie in feindseligem Anachoretentum oder mit der schmerzlichen Mißgunst des körperlich Verunstalteten

zugehören. Gewiß, seine linke Schulter war zeitlebens etwas höher als die rechte gewesen und die Brust ein wenig nach innen gebogen. Aber das war ja, zumal in der Jugend, kaum aufgefallen und hatte ihn nie gehindert, sich heiter und frei in froher Geselligkeit zu bewegen. Hatte man ihn nicht gar, nach den ersten, kargen Jahren des Privatdozentismus, als höhere Einnahmen ihm ein wenig Eleganz der Kleidung ermöglichten, den „schönen Magister“ genannt? Hatte nicht mancher vornehme junge Kavalier, der ihn, den armen Sattlerssohn, auf der Straße hochmütig übersah, mit heimlichem Neid beiseite-gehen müssen, wenn im Reichsgräflich Kesperling'schen Hause die jungen Damen ihn umringten und er durch seine gewandte und seine Unterhaltung sie fesselte oder durch drolligen Witz zu hellem Lachen entzückte? O, er hatte doch wohl ein wenig vom Leben kennen gelernt. Er hatte — mit Maßen, denn es galt, einen Organismus zartester Beschaffenheit zu geistiger Höchstleistung fähig zu erhalten — aus dem Becher irdischer Freuden getrunken. Nein, ein grämlicher Karthäuser war er nie.

Wohl war es, von außen betrachtet, ein gar kleines Stück Welt, in dessen Grenzen er sich Tag für Tag bewegt, an dessen Leiden und Freuden er teilgenommen hatte. Aber war denn die Zahl der Meilen, die man auf dieser Erde durchmaß, der Menschen, mit denen man umging, das Entscheidende? Wem Natur die rechten Augen und Ohren gegeben hatte, der brauchte nicht erst an den Höfen großer Herrn, im Treiben der Weltstädte, unter den Völkern ferner Zonen Erfahrungen zu sammeln, sich nicht in kostspielige, zeitraubende, bedenkliche Unternehmungen und Abenteuer zu stürzen: der hatte im Mikrokosmos seines Alltags zugleich die unendliche Mannigfaltigkeit des Weltganzen und der Erlebensmöglichkeiten. Und gab es nicht Bücher? War er nicht mit ihnen gleichwie in zauberhaften Flugmaschinen kreuz und quer durch aller Herrn Länder und Meere gereist? War, was sein inneres Auge auf solchen Fahrten aufnahm, nicht farbiger, wirklicher, lebendiger in ihm als das, was mancher mit der Postkutsche oder dem Segelschiff Fahrende an Erinnerungen heimbrachte? War die Kraft seiner anschauenden Phantasie nicht häufig schon andern ein Gegenstand tiefsten Staunens gewesen? Hatte er nicht einst in Gesellschaft mit Worten ein so getreues Abbild der Westminsterbrücke gezeichnet, daß ein Engländer ihn fragte, wie lange er in London gelebt und ob er Architektur studiert habe?

Die Linke auf dem Rücken, die Rechte über die mächtige, schmerzlich verzogene Stirn gepreßt, in gebeugter Haltung und mit ein wenig zitternden Knien, so schritt er beim ungewissen Schein des Nachtlichtes ein paar Mal in dem kleinen kahlen Zimmer auf und ab und ließ sich dann in der Nähe des Fensters auf einem Stuhl nieder. Ach, ihm war elend, sehr elend zu Mute. Und sonderbar zerstreut fühlte er sich. Ein vages Durcheinander alter Erinnerungen und unklarer Empfindungen huschte fortwährend durch sein Bewußtsein, ein schattenhaftes Geisterheer, das er nicht zu bannen vermochte. Er schämte sich dieses innern Aufruhrs ein wenig. Früher, da hatte ein kurzer Ruck genügt, und aller störende Spuk war zerstoßen, die Atmosphäre des Geistes war wieder rein und klar und kühl. Jetzt aber — wie schwer fiel ihm oft solches Disziplinhalten.

„Was zog sie von ihrem Finger?

Von Golde ein Ringelein.

Da hier, da hier, mein Zimmergesell,
dabei gedenke du mein.“

Seltam, ärgerlich und seltsam — da waren sie wieder, diese irgendeinmal in frühen Jugendtagen gehörten Verse, die ihn seit ein paar Tagen verfolgten. Richtig, nun fiel es ihm ein: die schwarzäugige Tochter des Kupferschmieds in der Sattlergasse, ein keckes, lebensfrohes Ding, hatte, während sie in der Küche oder dem kleinen Gemüsegärtchen hantierte, früh und spät das rührsam-neckische Lied von der Markgräfin und dem Zimmergesellen gesungen. Und als wieder einmal gar zu laut der Gesang über die enge Gasse herüberhallte, da hatte seine Mutter, ein wenig ärgerlich das Fenster schließend, zu dem über seine Sattlerarbeit gebeugten Vater gesagt: „Die Marjell sollte lieber Sonntags in die Kirche gehen und dort zu Ehren des Heilands ein christlich Lied singen, statt mit solchem weltlichen Schnickschnack die Nachbarn zu stören.“ Die Mutter —; eine warme Welle innigster Wehmut zog durch sein Herz. Seine Mutter... Was waren es für köstliche Stunden gewesen, wenn sie ihn — ihr „Manelchen“ — bei der Hand nahm und mit ihm hinaus vors Tor wanderte, ihm Blumen und Käfer zeigte und in frommer Begeisterung von der Allmacht und Weisheit des Schöpfers sprach. Dies Kind, das er im Geiste da neben der zarten Frau mit andächtig großen Augen einhertrippeln sah, das war er selbst; er selbst — o tiefes Wunder, — und dennoch ja längst nicht mehr er selbst. Er selbst: so wie in allem Wechsel der Erscheinung die

Substanz beharrt; und dennoch nicht er selbst: wie alles Sein ein ewiges Werden und Vergehen ist... Das Rätsel des Ich starrte ihn, aus dunklem Grabesdacht emporsteigend, noch einmal mit jenem unheimlichen Blick an, auf dessen Grund ein grauameres und schauerlicher Wahnsinn zu lauern scheint. Und doch wußte er im gleichen Augenblick: er war es ja, der das Rätsel gelöst hatte; vor dem sieghaft durchdringenden Strahl seines Geistesauges hatte sich die Sping in den Abgrund gestürzt.

„Und wenn dir der Wein zu sauer ist,
so trinke den Malvasier,
und wenn mein Mündchen dir süßer ist,
so komm nur wieder zu mir.“

Ihm war, als sei es gar nicht er selbst, der sich der alten Weise erinnerte: irgendwo, in einem entlegenen, ihm längst nicht mehr erreichbaren Winkel seiner Seele erklang eine Stimme, und seine Lippen flüsterten, was sie sang, halb widerwillig nach. Was wohl die Freunde, Kraus oder Motherby, dazu sagen würden, wenn sie erfahren, daß er, die Fleisch — nein doch: Haut und Knochen gewordene reine Vernunft hier, zwischen Mitternacht und Morgengrauen, sentimentalische Balladen rezitierte, er, dem jedes seelische Sichgehenlassen, jedes Abstreifen des Gefühls in dunkle, der Herrschaft des Geistes noch nicht unterworfenen Bezirke als Unordentlichkeit und Mangel an Selbstzucht zu gelten, der keine „Stimmungen“ zu kennen schien außer der einen ewig gleichen maßvollen, zufriedenen, von ein wenig Hypochondrie umschatteten Heiterkeit. Sicherlich würden sie denken: der Alte wird immer wunderlicher — nun schwärmt er gar.

Er wußte es wohl, daß man in den Zirkeln der „Jakobiten“, dieser gefühlseligen Prediger verschwommener Mystik, ihm Armut des Empfindens und seelische Dürre nachsagte. In seiner Philosophie, meinten sie, sei das „Gefühl“ zu kurz gekommen, und glaubten wohl, sich diesen „Fehler“ aus einem Mangel seiner Natur erklären zu dürfen. Diese dünnlichen, unzulänglichen, bei aller Scheintiefe flachen, sich selbst und andere betrübenden Schwarmgeister, die ihr Vallen für Orakel, ihr Traumeln für Hochflug auszugeben suchten! Als ob die Verbannung der Inspiration, der intellektuellen Anschauung, der Offenbarung, des Gefühls aus seiner Lehre nicht gerade das Wesentliche und Notwendige an ihr bedeutete. Als ob nicht dieser Weg allein und kein anderer zur Erkenntnis streng allgemeingültiger Gesetze für unser Denken und Handeln

führte. Als ob nicht das Gefühl, dies ewig Chaotische, Unbeständige, Blinde, Zweideutige, alle Reinheit des wissenschaftlichen und ethischen Denkens trüben, alle Willkür des Subjektivismus nach sich ziehen, alle mühsam errungene Gewißheit objektiver, überindividueller Geltung wieder zu bloßem Schein verflüchtigen müßte.

Von alledem ahnten sie nichts, die vornehmen Nichtstuer der Philosophie, so wenig sie von seinem innersten Selbst wußten. Was ihnen als eingeborener Mangel erschien: diese trockene Gelassenheit seines Wesens und seiner Lebensführung, war das nicht zu einem guten Teil das kostbare Ergebnis einer langen, strengen Selbsterziehung? Früh hatte er sich als Auserwählten des Geistes erkannt und sich die Bahn, die er gehen wollte, vorgezeichnet, doch zugleich sich nicht verhehlt, daß dieser Weg Entsagung bedeute. Überschwang und Abenteuer des Herzens, so hatte er gefühlt, würde ihn, den Zarten, Schwächlichen, untauglich machen, die Last der Arbeit zu tragen, die er sich aufbürdete. Und in solcher Erkenntnis hatte er die stille Abdämonungsbearbeit aufgenommen gegen die — niemals ungestüm, doch fühlbar — drängenden Triebe des jungen Blutes, hatte sein Ohr abgewandt, wenn das Lied der Sehnsucht, das durch die Welt geht und die Herzen der Menschen befört, von ferne es traf, war den Leidenschaften, wo immer er sie auf sich zukommen zu sehen meinte, behutsam ausgewichen. Nur einer Liebe hatte er sich von Jugend auf zügellos hingegeben: der Liebe zur Metaphysik. Und hatte die hebre Geliebte ihm nicht Seligkeit genug gewährt, ihn die Entbehrung jenes andern, gewöhnlichen, erdgebundenen Glückes vergessen lassen, das häufig genug in Alltagsorgen und abstumpfender Gewohnheit schnell erstirkt? Ach warum denn, warum denn so oft jetzt daran denken, was vielleicht hätte sein können, was durch Abtrünnigkeit von seiner erhabenen Mission vielleicht zu erkaufen gewesen wäre. War der nicht der wahrhaft Glückliche, der sein Herz nicht an ein einzelnes sterbliches Wesen verlor, sondern der Menschheit lebte, — nicht der gegenwärtigen mit ihrer Torheit, Roheit, Niedrigkeit, sondern der, die dereinst sein würde — dank der Arbeit ihrer Bildner?

Nein, er hatte nicht um versäumtes Glück zu trauern. Er hatte das Größte erreicht, das der Mensch zu erringen vermag, Unsterblichkeit. In seinem Namen würden dereinst die Völker der Erde sich friedlich die Hände reichen und endlich die „Idee der Menschheit“, den erhabenen Leit-

gedanken seiner Sittenlehre, in ihren Willen aufnehmen. Und mochte die volle Größe seines Werkes den Zeitgenossen auch noch nicht erkennbar sein, so war doch sein Leben reich an wärmender Liebe und herzlicher Freundschaft wie nur je das Leben eines, der droben in den kalten Gletscherregionen des Geistes sein Haus gebaut hat und darum im Gewimmel des Tales drunten, so oft er hinuntersteigt, doch stets ein Fremder bleibt. Ja, es schien ihm nun, da er nicht weit mehr vom Ziel war, gut so, daß nicht die festgeknüpften Bande eines Familienlebens ihm und andern das Scheiden schwer machen konnten. Wenn dennoch ihn jetzt, in dieser nächtlichen Stunde, das Gefühl der Einsamkeit überkam: im Alter fühlt sich wohl ein jeder allein. Jugend findet zu Jugend, denn ein jeder trägt alle Möglichkeiten des Werdens in sich und versteht darum den andern unmittelbar. Hat erst das Leben den Einzelnen geformt und zur Persönlichkeit begrenzt, so ist das Finden nicht mehr so leicht. Jeder zieht sich tiefer ins eigene Selbst zurück in der verstohlenen Sehnsucht, daß die andern ihm dahin folgen möchten. Doch selten nur folgt einer; und wer's versucht, dem erschweren überdies mancherlei Hindernisse den Weg; — unbeholfene Scheu und seelische Gebundenheit durch die Konventionalitäten des Alltags am häufigsten. Nur selten noch wagt es einer, den andern zu fragen: sage mir doch, wer du bist, du Lieber...

Und er dachte an ein Erlebnis der vorigen Tage. Es war auf einer seiner kurzen mittäglichen Promenaden unter den schattigen Bäumen des Königsgartens gewesen. Wie es leghthin schon einige Male geschehen war, daß plötzlich ihm die Füße den Dienst versagten und er hinfiel, so war er auch hier, von einer Augenblicksschwäche übermannt, auf dem Wege umgefallen. Da hatten zwei gerade vorübergehende Damen mit freundlichem Bedauern ihn aufgerichtet. Er aber hatte der ältern mit artigen Dankesworten die Rose gereicht, die er just in der Hand trug. Gern wäre er im Gespräch mit den liebenswürdigen Helferinnen verweilt; doch ein wenig Verlegenheit, die ihn jetzt grundlos dünkete, machte, daß man alsbald mit höflichem Gruß von einander schied. Was aber war es gewesen, das ihn an diesem feinen, gütigen, unverkennbare Spuren ehemaliger Schönheit tragenden Matronenanflich der Einen so gefesselt, als sie, über den hilflos Liegenden gebeugt, ihm die Hand hinreichte? Warum war es wie ein Hauch verwehten Erinnerns dabei durch seine Seele ge-

zogen? Er sann von neuem angespannt nach und vergaß ganz, daß er noch gestern, seine Gedanken wieder einmal auf dieser Fährte ertappend, sich ernstlich zu strengerer Zucht ermahnt hatte. Jetzt aber mit einem Male schien es ihm, als höben sich die Erinnerungsschleier.

Damals in Urnsdorf war es gewesen, wo er als junger Hauslehrer die Söhne des Majors von Hülsen unterrichtete. Da war bisweilen eine junge Verwandte des Hauses vom benachbarten Gut zum Besuch erschienen, ein feines, zierliches Mädchen. Und es hatte sich ein paar Mal gefügt, daß, wenn nach beendetem Unterricht er sich mit seinem Newton in eine etwas versteckt liegende Laube zurückziehen wollte, dort, im grünlichen Schimmer des vom dichten Weißblattgerank abgeblendeten Sonnenlichts bereits das junge Fräulein mit einem Band Papesther Gedichte oder einer Handarbeit saß. Hatte er dann errötend um die Erlaubnis gebeten, eintreten zu dürfen, so war es mit einem kindlich schalkhaften Blick aus den in leichter Bläue schimmernden Augen gern gewährt worden. Und während geschäftige Bienen die Laube umsummten und vom nahen Feld her dann und wann das Dengeln einer Sense erklang, hatte man sich über die Vorzüge des Landlebens, die Schönheiten der Papesther Poesie und über ähnliche unverfängliche Dinge aufs Angenehmste unterhalten. Auch erinnerte er sich, daß er in jenen hellen, glücklichen Sommertagen ein wenig mehr Aufmerksamkeit als sonst auf seine bescheidene Kleidung verwandt und den von der Perücke auf die Schultern gefallen Puder jeden Morgen etwas sorgfältiger vom Rock gebürstet hatte. Bis eines Tages, nachdem das schöne Wesen lange Zeit nicht mehr erschienen war, er auf die scheinbar nebenhin gestellte Frage nach ihr erfuhr, daß sie mit ihren Eltern nach

Kurland verzogen sei. Nie hatte er sie seitdem wiedergesehen. Die Dame aber, die ihm bei jenem kürzlichen Unfall hilfreich die Hand bot, die hatte in h r e Augen gehabt, ihre wunderbar hellen Augen, aus denen das Licht eines heikern Sommertags zu leuchten schien. Nun, es war ja gewiß nur eine Ähnlichkeit — oder war sie es am Ende doch selbst gewesen? Und er suchte sich zu bereden, daß er auch in ihrem Antlitz ein flüchtiges Aufglimmen der Erinnerung bemerkt habe. Ob sie seine Rose wohl noch bewahrte? Doch nun war sie gewiß schon verwelkt; so wie sie beide jetzt alte, welke Menschen geworden waren ...

Er trat ans Fenster, öffnete die Läden und beugte das Haupt ein wenig hinaus in die laue Nacht. Kein Lüftchen regte sich. Tiefes, feierliches Schweigen lagerte über den Dächern der Nachbarhäuser, und vom Garten herauf stieg ein Hauch vom süßen Atem der träumenden Fliederbüsche. Er hob den Blick. Dort oben stand die Wega und leuchtete inmitten eines ungeheuren Sternengewimmels in strahlender Helle vom tiefblauen Himmelsgewölbe. Lange sah er hinauf und bewegte einige Male die Lippen zu lautlosem Flüstern. Hallers Verse fielen ihm ein: Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister.

Und da plötzlich erklang unten im Garten, mit leise stöndem Einsatz und allmählich zu vollhinströmendem Gesang anschwellend, von Pausen unterbrochen, in denen die Töne sich zu neuen, schmelzenderen, sehnuchtsvollern Folgen zu sammeln schienen, das Lied einer Nachtigall. Regungslos lauschte der Greis. Bis langsam der Glanz der Gestirne blässer wurde und die beginnende Dämmerung das Nahen eines neuen Tages verkündete, der neue, mühselige, köstliche Arbeit bringen würde.

Dichter

Kurt Vock gewidmet

Herz des Dichters,
liebeblühend sties in allem Leben
dich in fernste Himmels Höhen.
rankest du mit deinen Sternenblüten

Herz des Dichters,
sties im Tag bewegt und tagverloren
schlägst du laut in heißer Sehnucht,
Sternenkeime in die Herzen rings zu säen.

Herz des Dichters,
Flamme du aus Geist und Liebe
leuchtend über nachtverlorenem Tale
allem reinen, guten, hohen Wollen ein Fanal.

Franz Alfons Cayda

Der Abgrund

(Eine Gebirgsexpression)

Von Dr. Walter Meckauer

Der Koppengänger saß an einem Tisch der deutschen Baude. Er hatte die Ellenbogen aufgestützt.

Es war das Gekrumm von sprechenden, lachenden und essenden Menschen. Das Stuhlrücken, Tellerklirren des Mittagmahls. Auf den weißgedeckten Tischen standen Blumensträuße in blauen Vasen. Knieholz, Tenselsbart, gelbe Gebirgsanemonen, blauröthliche Bergorchideen. Die Holzdecke, gebräunt und von dicken Balken durchzogen, lastete wie ein Mantel über den kauenden und schwägenden Menschen. Mit Geklirr rasselten jeden Augenblick Neuankömmlinge durch die Holztür herein. Die Spitzen ihrer langen Bambusbergstöcke knallten auf die Granitsteine vor dem Eingang. Dann blieben Einige an dem Büfett am Eingange stehen und stürzten einen Stonsdorfer hinunter. Die Andern rissen sich die Mützen vom Kopfe und schwenkten sie in der Luft, daß die Regentropfen herabkollerten.

„Ein verfluchtes Wetter.“

Wo ihre Stiefel hintraten, bildeten sich kleine Lachen auf dem Fußboden. Sie schritten quer durch das tabakblaue Zimmer und setzten sich in die anstoßende Veranda, auf welche die Schlossen wie mit Fäusten trommelten. Die breiten Fenster waren von Wasser verklebt. Und wenn man mit der Hand einen Fleck freiwischte, dann sah man draußen vor der Baude eine triefende, von drei Pfählen gestützte Telegraphenstange, über welche abgerissene, feine Nebelgebilde wie Schnecken auf ausgestreckten Fühlhörnern hinkrochen.

Von den Traufen heulten dicke Tropfen nieder.

Der Koppengänger richtete sich an seinem Plaze auf, stopfte die Fäuste in seine grüne, elegante Bergjoppe und blickte über die Tische hinweg nach der Tür. Sie schlug fortwährend auf und zu. Die Tischfüße in ihrer Nähe wehten jedes Mal, wenn sie aufging, wie Fahnen.

Der Koppengänger schob den Stuhl zurück und ging langsam durch das Baudenzimmer. Er betrachtete die ausgestopften Vögel an den dunklen Holzwänden, die Hirsch- und Rehgeweihe und trat dann vor die Tür hinaus. Gerade warf sich ein plumper Wolkenballen mit aller Wucht über die Ballustrade am Abgrund empor. Aber als er

den Boden des Kegels berührte, stob er auseinander und schwirte in einzelnen Fegen wie Rauch um die Koppenhäuser.

Unter dem fliegenden Nebel jedoch erschien plötzlich das Tal in Sonne.

Der Koppengänger reckte seine stolze Gestalt und trat wieder in die Baude zurück. Er nahm seinen eisenbeschlagenen Wanderstock vom Haken, huckte den Rucksack über und stülpte den grünen Modehut auf den Kopf. So trat der Tourist von neuem vor die Tür.

Der Koppengänger war ein junger Mann, der eben zur vollsten Kraft gelangte. Schultern und Brust breit, die Backen braun, die Füße in grünen Wadenstrümpfen und derben Schuhen. Er trug keinen Bart, und sein Gesicht hatte etwas von einem Schauspieler und einem Landgeistlichen. Dabei waren seine Augen braun, und ein merkwürdiger elektrischer Funke in ihnen, welcher den, der ihn anblickte, beunruhigte.

Er blieb eine Weile an der Baude stehen und spähte über den Jubiläumsweg (durch dessen Bau der Riesengebirgsverein sein 25jähriges Stiftungsfest verewigt hat) hinweg nach dem Schmiedeberger Kamm hinunter, der sich langsam aus den gleitenden und schiebenden Wolken schälte. Die schwarze Koppe hatte eben die letzte Kappe abgeschüttelt. Und schon erschienen die Felswände des Melzergrundes in Sonnenbeleuchtung.

Am Himmel glasten große, blaue Inseln.

Der Koppengänger, der einen Rundgang um die Koppe machte, blieb schließlich in der Nähe des astronomischen Observatoriums auf einem Steinvorsprung stehen. Zu seinen Füßen jagten noch immer Wolken, aber man sah schon ganz unten, zwischen den Spalten und Rissen, die schwarzen Hüften auftauchen, die den Riesengrund längst der Alpa durchziehen.

Dem Wanderer schwindelte vor dem Abgrund. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Aber als er den Kopf zur Seite wandte, sah er hinab in den Grund der Lomniz.

Da ließ er sich vorsichtig auf das Felsgestein nieder, schnallte seinen Rucksack ab und legte ihn neben sich. Sitzend, mit gespannt vorge-neigtem Oberkörper, schaute er in die Tiefe hinunter.

Die Wolken waren jetzt nur noch wie weiße Zugvögel, die über den Kamm dahinschlatterten. Er konnte sie mit der Hand haſchen. Ihre Schattenumriffe, die ſich auf den Fellen der beiden Abgründe zeichnen, trabten gleich ſchwarzen Tierheerden von der einen Seite herauf und verſchwanden, über den Kammgrat galoppierend, wieder in der Tiefe. Der Wanderer konnte es genau beobachten, und er machte ſich ſeine Gedanken darüber.

Er fand manches Gleichnis für die eilenden Schwebewesen, die ſich verbreitend und ſich verengend, den Abgrund belebten. Am liebſten aber ſah er in ihnen rauchende Flügelgeiſter, mit denen er im Sturme hätte dahingleiten mögen.

Weit über den tieſgehöhlten Abgrund hin, auf dem entgegengeſetzten Kammgrat hinunter, und dann wieder weiter und hinab über das Tal, hinab, in irgend ſo eine einsame Bauernhütte, wo die Enge des Dorfes wohnte. Dorthin wollte er die Wut und das Heulen und den freien Glanz der Koppe bringen.

Ein Felszacken unter ihm nur verhinderte ſeinen Ausblick. Langſam rückte er auf dem Steine vorwärts. Und nun ſah er ganz vorn, am äußerſten Ende der Platte, und rechts und links öffnete ſich die gewaltigen Schluchten.

Sein Herz jauchzte, und ſein Geiſt tauchte wie ein Habicht hinunter bis auf die Talſohle. Seine Augen bohrten ſich in die Wälder zu ſeinen Füßen ein, und ſeine Wünſche ſprangen wie die Sturzbäche, deren Rauſchen er bis herauf hörte, über Klippen und Geröll.

Veilchenblau ſchimmerten die Schutthalden des Koppentrumpfes, auf dem er ſaß, dazwiſchen blinkten ganze Striche grün von Moos und Steinflechten. Hier und da ſtand auch ein Knieholzgebüſch. Jackig und grauſchwarz ragten härtere Felspartien hervor.

Der Wanderer ſah den Brunnenberg zum Greifen nahe. Und luſtig ſchaukelte er mit ſeinen Füßen, die von der Felsplatte in den Abgrund hinunterhingen. Ihm war es, als ſchwebte er, unfichtbar getragen, hoch über der Welt, und als bedurfte es nur eines Stoßes mit einem Fuße, um dahinzuliegen über die Erde.

Aber plötzlich ſchreckte er vor ſeinen eigenen Gedanken zuſammen. Fürchterlich! ein Stoß mit dem Fuß, und er läge zerſchmettert. Er ſah ja doch hier oben, und was da unten lag, das war kein bloßes Bild, kein Traum oder eine ſchöne Vorſtellung, ſondern das war Wirklichkeit, und wenn er ſich über ihn hinüberlehnte, ſo mußte er

fallen. Das alles war Wirklichkeit. Er fühlte ſie bloß hier oben nicht.

So eindringlich er ſich dies auch ſagte, ihm war es doch ein merkwürdiger Gedanke, daß dort die Tiefe für ihn jemals ein Dajeiendes zu werden vermöchte, an dem er zerſchellen könnte. Er ſpürte ſogar eine Art Luſt in ſich, das hübsche Landſchaftsbild auf die Probe zu ſtellen, um ſeine reale Exiſtenz zu erweiſen.

Von einer einzigen kleinen Bewegung ſollte Leben und Tod abhängen?

Konnte er nicht unwillkürlich zuſammenzucken und ſtürzen? Konnte er nicht einen Augenblick vergeſſen, wo er ſaß, und ſich zu weit vorbeugen? Konnte ſich nicht das Felsſtück unter ſeiner Laſt loſlöſen? Oder wenn er es abſichtlich tat? Aus Troß? Um zu zeigen, daß er ſich nicht fürchte? — — — Er mußte ſich geſtehen, daß dieſer Gedanke etwas Verlockendes hatte.

Dann würden alle aufſchreien, er ſei verunglückt, aus Unvorſichtigkeit, oder er ſei wahnnſinnig geworden. Oder er hätte einen Schwindelanfall gehabt.

Einen Schwindelanfall — ja, wenn er die Beſinnung verlöre? Wenn das Tal ſich drehte? Was dann? Wo ſollte er ſich feſtfaſſen? Und dann der Aufſchrei der Fremden. Der würde ihn ganz kopfslos machen.

Unwillkürlich griff der Wanderer mit beiden Händen nach hinten und krallte ſich an dem Geſtein feſt.

Stand jemand hinter ihm? Wenn jemand jetzt ſchreien würde — er würde den Halt verlieren. Wenn ihn jemand anſtieße?

Aber er wagte nicht, ſich umzuſehen. Er klammerte ſich nur feſt, feſter.

Er wagte nicht den Blick von dem Abgrunde zu wenden. Er ſtarrte ſtarr hinab.

Ein Gefühl ſchlich in ſeinen Körper, als wenn ſein Blut vereiſte. Höher und höher kroch es in ſeinen Adern. Unten begannen ſich die Wiefen und Hütten und Fellen langſam zu drehen.

Mit letzter Kraft zog er die Beine empor, und ihm war es, als löſte er ſie von einem Magneten los, der an ihnen gehalten. Dann beugte er ſeinen Körper langſam nach rückwärts auf die Felsplatte und rückte vorſichtig Stück für Stück zurück. Ein Windſtoß kam jetzt über den Kamm und ſchien ihn hinabblaſen zu wollen. Eine Wolke breitete ſich um ihn her.

Und wieder erſchien ihm, während er die Augen ſchloß, das Talbild. Und eine Hütte, in deren Enge er die Wut der Koppe hineinragen wollte.

Die Angst schlug wie ein Hammer in ihm. Er blieb auf dem Rücken liegen, aus Furcht, beim Aufsetzen den Halt zu verlieren. Und nun blickte er in den Himmel, über den fortwährende Schleier dahinjagten. Schichtenweise schwammen sie übereinander, stießen sich und verwirrten sich wie Frauenhaare.

Und dem Bergsteiger war es, als schwämme er mit ihnen, ganz leise und fast unmerklich, wie auf einem großen, stillen Schiff.

Und unter dem Schiffe, über dessen Planken seine Füße ragten, rauschte das Meer.

Er spürte einen Schmerz in den Füßen, als wäre es ein physischer, obgleich er wußte, daß sie unberührt auf der Platte lagen. Als wenn ein Hecht oder ein Hai oder ein Walfisch in sie hineingebeissen hätte.

Und es zog ihn an den Füßen wie ein Bleigewicht, dämonisch und gegen seinen Willen. Und so sehr er sich sträubte und die Augen am Himmel, den er über sich sah, anklammerte, — die Füße glitten ihm unter dem Leibe weg und

zerrten ihn mit sich nach vorn. Es war, als hinge eine Wolke auf ihnen, schwer wie die Enge einer Hütte — — — eng — — —

Und der Koppengänger erhob sich und trat auf die Wolke — — —!

* * *

In einer engen Baude des Tals saß am Abend ein Wanderer. Den grünen Miederhut über einen leinenen Kopfverband gestülpt. Die Augen braun, mit einem merkwürdigen magischen Funken. Sein Gesicht undeutbar, wie das eines Schauspielers oder eines Landgeistlichen. . .

Und als es zwölf Uhr schlug, ging er in seine Kammer und schloß sich ein. Er legte den Hut ab, nahm den Verband, der nach Karbol roch, vom Kopfe und warf ihn zu dem schmalen Fenster hinaus. Dann entriegelte er von neuem die Tür. . . Eine graue Gestalt huschte herein.

Und unter dem mondblauen Mantel der Nacht, der ihn umschlang, goß er die Wut des Gebirges in den Schoß der Talfrau.

Orpheus

Von Arthur Silbergleit

Gefänge aus dem „Orpheus“

Diese Dichtung, von der hier aus Raumnot natürlich nur Bruchteile dargeboten werden können, will die zeitlosen Grundkräfte der Seelengötter Rhythmus und Eros zu einer künstlerischen Einheit binden und durch ihr oft mythologisches Gewand das ewig Gültige, das rein Menschliche, hindurchschimmern lassen. Orpheus war ja der Ahnherr des Gesangs, zugleich der Geliebte Eurydices, und so scheint gerade er (trotz Offenbach) zu einer ernsthaften Verkündigung dieser Gefühlsbindung berufen. Die innere Gliederung des Werks, die natürlich nicht stark philologisch, sondern reigenbunt und wechselvoll wie der Rhythmus des Lebens selbst sein muß, sieht vier Stufungen vor: Orpheus singt, er erzählt, er sinniert und er wird von seinen inneren Gesichtern überwältigt. In einer Szene im Elysium nehmen zuletzt die führenden Persönlichkeiten des alten Griechenlands, Bildhauer, Staatslenker, Feldherren, Dichter und besonders die Philosophen zu Orpheus und seinen Seelengöttern Rhythmus und Eros Stellung, indem ein jeder seine besondere Lebensauffassung und Lehre verkündet: hier wird wohl zum ersten Male in der deutschen Dichtung der Gegenwart

der Versuch gewagt, den Subjektivismus der Lyrik zu fast wissenschaftlichen Gebilden der Rhythmik zu objektivieren. Mit einem Hymnus der Sonne, die dem auf einem Zeusadler in seine Atherheimat entschwebenden Orpheus als ihrem Bruder im Harmanieenreiche entgegenjauchzt, schließt dieses Werk, das noch seines Verlegers harret.

I.

Orpheus an eine Scherbe

Du bunter Regenbogenerbe,
du unansehnlich kleine Scherbe,
die ich am Waldesfaume fand,
von Heras Tempelkelt ein Splitter,
dein siebenfarbnes Lichtgejitter
flammt auf wie Meer und Atherbrand.

Ich weiß: du läßt dich leicht zertreten,
um zu erstehn in Glutpropheten,
Smaragd, Achat, Granat, Topas,
und anmutvollst zurückgewonnen
wirfst du vom Glanz der Morgenjungen
und Frühlingsfau auf jungem Gras.

Doch daß du ewig nicht als harter,
in seiner Schauensglut erstarrter
Weltspiegel und als süßlos giftigst,
bezwing ich deine spröde Seele
mit Überjubil meiner Kehle:
Ich singe, und du schmilzt!

II. Vision

Wie Masken noch aus toten Marmorzügen
uns Leben täuschen, ihre Linien lügen
Bewegung, doch sie selber bleiben starr,
so sah ich vom Vulkan jäh überraschte
Gesichter, die noch Lavastaub umaschte,
den Mund schreckaufgerissen, wie ein Narr
als Zwischenspieler zwischen den Tragödien
oft ahnungslos ihr ernstes Spiel erneut
und in der Augenhöhlen Seelenöden
Lemurenblicken Nachtsasyle beut.

Mich schauerte, ihr Angesicht zu schauen,
sie schielten an mich stier und augenschief.
Mich fror, wie mir das Riesennachtstier Grauen
hinab am Wirbel meines Rückens lief.

III. Orpheus sinnt

Und Sommer überprangten glühend Lenze,
und immer brannte in mir Forschergier:
„O Herr, erhell mir die dunkle Grenze
von Stein und Blume, Gottheit, Mensch und Tier!“

Wo ruhten wir zu einer Form gebunden,
gesammelt ganz von deiner Schöpferkraft?
Wann blühte die Guirlande erster Stunden
uns noch von keiner Parze Band gestrafft?

Verwischtest du nicht rätselnd deine Spuren
der Schöpfungseinheit uns durch Finsternis?
Einst spaltete dein Schwerd uns Kreaturen
in einen Körperriß und Seelenriß?

Doch wieviel Fragen auch die Lippe stammelt,
durch alle Zweifel jauchzt es sieggewiß:
Einst ruhn wir wieder, von dir eingesammelt,
in deinem Riesenmantel Finsternis.

IV. Gesang Eurydices

Haus ohne Ausgang, o mein Leben,
du dunkeltiefes Labyrinth,
ich will durch deine Pforten streben,
doch meine Blicke flackern blind.

Urchaosnebel überflaggte
die Fenster dir, die Wimpern mir.
Aufklopfen mich nur Holzwurms Takte
aus dem lemurischen Revier.

Gehascht von Schattenscherghenden
Non' ich, Dämon eingebannt,
vor deinen schwarzen Kerkerwänden,
durch mein Jahrtausendmythenland

vom ewigen Teppich Nacht verhangen
und urzeituhnaufgeschrien,
mit aberontisch dumpfem Bangen
voll styggestiefer Melodien.

Weh! Holzwurm läßt die Toten reden
aus Tisch und Stuhl und starrer Wand!
Erkastet Ariadnesfäden,
selbst labyrinthisch, nie die Hand?

Wie viele Geistergeigen sangen
mich siedelnd in dein Abendhaus!
Ich selbst, Urabend, eingefangen,
fühlt' nie aus mir und dir heraus.

Doch, daß ich einst den Ausgang fände,
mal' ich im Licht- und Schattenwehn
mir weiße Türen an die Wände,
durch welche meine Träume gehn.

V. Orpheus in einer Mondnacht

Der Mondhirt zog das weidend hingegebne
Lamm einer Wolke zu Dianas Thron.
von seiner Riesenhimmelsebene.

„Empfange Dank, getreuer Athersohn,
doch schonst mein Pfeil die Zartheit solcher Bliese!“

Da dünkte ihn, die Sternenniese spritze
in goldnen Blüten ihm der Götfin Lohn.

VI. Orpheus an Eros

Ewig brennt Hochzeitsglut des Athers und der
Erde,

wenn nur es du, Durchloher Eros, willst,
du reißt am Zügelblich die Sonnenpferde
und dithyrambst, wenn Helios' Wagen schmilzt,
von deinen Flammen kochend überflossen,
du aber segst wie ein Arenaheld
mit allen wildgemähnten Feuerrossen
in Triumphatorsfahrten um die Welt!

VII.

Orpheus beschwört Eurydices Schatten

Herz, von den schmetternden Hämmern Hephästos'
 ins Tal heimberufen,
 blühe hinein in das efeulockige Land,
 braue hinaus in den Stropfen des Stroms an
 den Stufen
 zackiger Felsen im gischenden Wogengewand,
 kling' über Klippen im Strudel der zischenden
 Welle,
 schlürfe das Lichtblut, das Farrengeäder durch-
 rinnt,
 Ufer umtanz' mit der blinkernden Eidechsen
 Schnelle,
 schwinde in Faltern und schweife im Aoluswind!
 Lächle als silberne Blüte aus dämmerndem Laube,
 peitsche die Äther als Falk mit besittlichter Kraft,
 träume die Süße der Götter als güldene Traube
 in deines Blutes nachtdurchseufzendem Saft!
 Blaue als Veilchenhang hinan zur wolkgigen Stille,
 die oft vestalinkeusch, weißgewandet dir naht,
 stürz' deine Stimme ein so in Sommerkorn wie
 in Rille,
 daß Feld und Bergbach nur dein rauschender
 Schverrat!
 Rolle dich vipernhaft aus: wie ein flirrendes
 Waldband umgürte
 farbig die Kiesel der Borne ursonnendurchhängt,
 und unterm Krondach des schaffenden Ahorns
 bewirte
 wieder Philemon, der treu seiner Baucis sich
 beugt!
 Gib ihnen deine altarhaft starrende Ruhe,
 wenn kein Jahrtausendtaumel dich mehr umfließt
 und Zeus der Träume heilige Wolkenruhe
 mit einem Sternenschlüssel dir erschließt,
 daß wir dich nicht mehr abenteuerlich schweifen
 schauen, gewandelt ewig dein Gewand,
 und in dir segnen einen Inselfstreifen
 von der Cozmeere Lerchenstrand!

VIII.

Orpheus in einer verschütteten Stadt

Ich kam in eine vorzeitgraue Stadt.
 Die Totentürme der Vergänglichkeit
 umhockten schwarze Dohlen flügelmaß,
 die noch umstäubt vom Lavaaschenkleid.

An Rauchaltären ruhten hingekniet,
 Jach überstürzt vom Scharlachkleid Vulkan,
 Zeus' Vater. Schluchzend troff ihr Sterbelied
 noch Regen. Rußgewänderangen

ja eine fremde Frau mich lange an
 und hielt die Hände schützend vor ihr Kind,
 ergraut im roten Feuerregenbann,
 da sehnste ich mich ewig blicklos blind.

Vielleicht, daß Zeus mich zu erhören schien? ...
 Welschschleier Nebel floß wie Opferrauch
 mir Wimpern wölkend. Einen Vorhang ziehn
 hieß er der Götter weißen Atemhauch.

IX.

Orpheus an den Wald

Ihr Phantasien aus Laub, gezackt und kraus,
 grüne Gedankensprünge Vater Pans,
 o Äste: Föhne gellendsten Pääns
 durchtosen euch mit brandendstem Gebraus!

Die Kampffanfaren klirrendsten Orkans
 durchwirbeln schmetternd, Pan, dein Blätterhaus,
 doch manchmal befest du die Stürme aus
 und flehst dir heim den Frieden eines Schwans.

Ihr Wipfelspitzen, letzte Arabesken
 der Erde auf des Äthers blauem Grund,
 zu eurer Schattenspiele Tanzgrotesken
 tanzt auch der Wolkenmädchen Reigenbund!

X.

Orpheus an das Meer

Myistischer Musikant der Urweltstiefen,
 der Geistergeigen zitternder Bezirk,
 Ausdeuter wirrer Sternenhieroglyphen
 und sturmgepeitschtes welliges Gebirg,

der Gottheit großes Gleichnis, Auf und Nieder,
 Wallfahrer unsrer ewigen Pilgerfahrt,
 du Riesentänzer um Tritonenlieder,
 Jahrtausendbahn herr schwarz und tangbehaart:

Wie starke Worte wir auch um uns werfen,
 dein Urnachtrausen erben wir doch nie.
 Geheimnisdunkel stimmen unsre Harfen
 sich dumpf nach deiner tiefen Melodie.

XI.

An Eurydice

Das Haar wie Mond und Kleider glatt wie Glas,
 darin das Glück sich nie in Falten legt,
 weil es zerbräche, strahlst du durchs Gelas,
 durchsichtig wie ein Spiegel lichtbewegt.

Ich wünschte nimmer, daß mein dunkler Schein
in deine glanzdurchschwankten Tiefen tanzt.
Lass' meine Hände nur die Rahmen sein,
in die du deiner Träume Bilder spannst!

XII.

Sonnenengesang

Die Sonne begrüßt Orpheus:

Ich bin die Sonne, deine hohe Schwester,
dir raucht mein Ruf zum Aufschwung und zur
Ruh.

Meer, Wald und Aether söhnt als Weltorchester
dir goldne Strophen meiner Oden zu.
Ich brause in die tiefste Bergmannsgrube,
ich brande in den höchsten Himmelsaal,
ich klirre mit dem Erzton einer Tuba
den Göttern auf am Fest und Totenmahl.
Sei du mir Bruder, Herz- und Weltdurchsonner,
durchseel' das All mit deinem Lied und Licht,
verzück' mit deiner Sprache Föhn und Donner
die Himmel mir zu hymnischstem Gedicht!
Ich wecke Tote auf mit meinen Liedern,
daß sie in Frühlingsblütenpracht erblühen
und ihren Dank in warmem Duft erwidern
und strahlend mir ihr Herz entgegenprühn.
Ich bin die goldne Königin der Oden,
mir wölbt Aether einen Lichterthron,
ich bin die goldne Mutter der Rhapsoden,
erzog in Sängern manchen Meisterlohn.
Ich baue Strahlenstraßen weißen Möven,
ich brenne aus der Fische Schuppenkleid,
ich flamme aus den Vliesen gelber Löwen,
ich leucht' als Lampe schwarzer Ewigkeit.
Ich kläre alles Zwielfeltungswisse,
durchäuge blinde Scherben irisbunt,
ich bin die Fürstin tiefter Finsternisse,
ein Glitzerteppich grauem Schollengrund.
Ich glüh' dem säulenhellsten Tempelhofe
als innerlichstes höchstes Götterlicht,
ich ordne der Fontänen Strahlenstrophe
ein meinem Schönheit schimmerndstem Gedicht.
Ich bin das warme Bad der kühlen Meere
und hänge gelbe Reigenschleier um
der Wälder herbftlich schwarzer Schwermut-
schwere
und ihrem dunkelnden Martyrium.
Ich bin der Blumen schönster Schleierweber,
es übersieht sie schlank mein Tücherschlaß,
der hellste Trost der grauen Epheugräber,
die Tänzerin um jedes Epitaph,
der Nebelheere haßentbrannter Scheucher,
der Gletscherströme glühendste Magie,
das letzte Liebeslied der Abendsträucher,

der weißen Quellen goldne Melodie,
der große Tropfensturz aus Heras Becher,
die kühnste Flamme eines Dichterhirns,
der Seelenbrand der reuigen Verbrecher,
Triumphgesang des stolzeften Gestirns,
das Traumglück aller Tempelkerzenleuchter,
der Marmorfeiler höchste Sehnuchtsbraut,
die goldne Wand, die sich ein Talverseuchter
um seine Gipfeleinjamkeiten baut;
ich bin der Aether hymnischstes Verheißn,
die glorienvollste Friedenskönigin,
ich überglüh' der Kriegerhelme Gleichen,
ich bin der Helden heiligster Gewinn,
der Festaltarschrein jeder Priesterseele,
dem aller Herzen Tempelkostbarkeit
wie äthergläubig glühende Juwelen
von Götterhänden heimlich eingereicht.
Ich bin der Genienhimmel Festguitlande,
der heißen Golfe wellenwärmstes Bad,
der Gondeln gelbes Seil am Ankerstrande,
der Weltgeschicke stolzes Riesenrad.
Ich bin der Tiere wärmste Wollustfreude,
Traumpapageien ein Riesengitterring,
das goldne Spitzenkleid der Lenzgestäude,
der Blüten höchster Überschemmterling.
Ich bin der Abende Apothose,
ich bin der Morgenhimmel Seelenglück,
das feste Ziel der schwanken Windesrose,
ich bin der Götterhände Meisterstück.
Ich bin das Diadem der Wipfelhaare,
umlaubter Wälder Ring und Lichterreif,
das Strahlenband der Kraniche und Aare,
der Ozeane Purpurfeuerfchweif.
Heut Reigenfreundin glückdurchtanzter Tage,
schau' ich sie morgen schon in Morpheus' Mohn
und lasse noch um ihre Sarkophag
Luft tanzen meines Trostes Sphärenton.
So bin ich Lebensbote selbst zu Särgen
und ende nimmer meinen Heroldlauf.
Ich baue Strahlenburgen dunklen Bergen
mit tausend Toren meiner Schönheit auf
und jauchze, wenn um meine goldnen Hallen
Urewigkeiten Gipfelwinde wehn
und ein und aus wie stetes Wogenwallen
hier Götter, Völker und Gezeiten gehn
und wenn mit leisem Fittichwonneshauer
sich Räuber Geier schon Entführung träumt,
so er nach schwarzer Taf die goldne Mauer
der Strahlenburg mit grauen Schwingen säumt.
Ich bin das goldne Trostbuch dunkler Seelen,
und alle Reiche sind mein Lese reich;
wenn die Aonenwinde mich erzählen,
kommt ihrer Gleichnisfülle niemand gleich.

Ich bin die Lenkerin der kühnsten Fergen,
 ihr ungeahntes Schicksalsführerschiff.
 Mit meinen festen Wolkenfädenwerfen
 schleiß' ich die Barken nach am Schnabelgriff
 und droffle ihren Hals mit goldenen Schnüren,
 aufjauchzen alle Segel windgewiegt,
 als ließen sie sich wissend von mir fähren,
 wo das Eleusis ihrer Träume liegt.
 Ich bin oft selbst der Port der Wolkenschiffe,
 umlaggt von ihrem weißen Gesehschein.
 Sturm, Wipfelsteuermann, gelst seine Pfisse
 auch willig meinem hohen Frieden ein.
 Zuweilen aber dünkt es mich, als griffe
 mich Zeus und gösse aus mich Strom und Hain,
 als wär' ich ein Pokal voll Meistererschiffe,
 durchloht von toter Herzen Opferwein.
 Ich bin der unbestechlich schärfste Richter,
 ich überprüfe und durchäug' das All,

die höchste Ruhmeskronen hoher Dichter,
 der Genienhände Spiel- und Kinderball.
 Ich bin die kühnste Jägerin, jäh pfeilen
 sich meine Strahlen in die Wälderseen.
 Ich jage durch der Ewigkeiten Meilen
 und hisse meinen Köcher mit Trophä'n
 auf grüner Frühlingswipfel Narfenschmüre,
 die Vater Phöbus' Pfeilblitz so durchschnellt,
 als ob ein Sperber durch Gewitter führe,
 hindonnernd dumpf wie ein Aenaheld.
 Ich bin die Lichtersturmflut grauer Steppe,
 der frommen Pilgerströme Mittagskleid,
 der Himmel aufgerollte Strahlenschleppe,
 das Flammenlied der schwarzen Ewigkeit.
 Ich bin der Äther siegreich kühnstes Singen,
 Urweltmusik im Götterfestgemach.
 So komm und rausch' auf Heraadlers Schwingen
 der hohen Schönheit meiner Lieder nach.

Die Menschenbrücke

Von Ludwig Finckh

Wer mir diesen Sommer in die Hände lief,
 der hatte es schwer zu büßen; er wurde erbar-
 mungslos nach seinen Ahnen gefragt. Und je
 nach der Antwort stieg oder sank er in meiner
 Achtung. Zumeist ging er mit dem heiligen
 Vorsatz nach Hause, sich jetzt gleich hinter alte
 Schriften zu setzen und sich um seine Abstammung
 zu kümmern.

Sehr erstaunt war der Gast, wenn ich nicht,
 wie üblich, seinen Namen überhörte, sondern
 ihn ganz besonders deutlich gesprochen und nach
 seinem Sinn erklärt wissen wollte. — Und da
 begab sich Wunderliches. Die wenigsten Be-
 sucher wußten, was ihr Name bedeutete.
 Woher kommt Killius? woher Sido, Adä, Mory?
 Fenes? — „Ja, meine Vorfahren hießen schon
 immer so.“ — „Aber warum?“ — Und da ging
 man dann wieder hinaus, kratzte sich hinter den
 Ohren und nahm sich vor, das nächstemal ge-
 nauer Bescheid über diese naheliegenden Dinge
 zu wissen.

Doktorfragen tauchten auf. Wer sieht dem
 Worte Sido an, daß es ein uralter deusscher
 Name vom Stamm Sint ist? Hängt der dem
 Schwaben so wohlklingende Name Vesper mit
 Wasbert zusammen, — wie Wepfer mit Wad-
 fred, — oder ist es nur eine Verlateinung des
 plattdeutschen Oven, Abend? — Und wir gruben
 auch die schöne alte Endung den wieder aus, die
 in Venedey, Dautthenden, Dambenden, Din-
 gelden steckt. —

Aber ich selber mußte mich an den Ohren
 nehmen. Im „Ahnenbüchlein“ hatte ich noch
 behauptet, die Vorfahren meiner Frau stammten
 allesamt von der Insel Reichenau im Bodensee,
 und der Name komme von Hunilo, Honfelo, der
 junge Hüne. Darauf teilten mir Wissende mit,
 daß es in Westfalen zwei Gemeinden Hönse-
 l gebe, bei Iserlohn und bei Lüdenscheid im Sauer-
 land; in der ersteren entstand der Name aus
 Hohunseli, Hohenfiele, das ist die hohe Wohnung.
 In Urkunden aus dem 12. Jahrhundert werden
 die Besitzer Schulte van den Hohenfiele genannt,
 in den ältesten Kirchenbüchern heißen sie von
 dem Honfel; später sind sie Honfelmann getauft.
 — Außerdem gibt es in dem flämischen Werk
 von Rietstap, dem „Armorial général“ von 1861,
 eine Wappenbeschreibung der Honfelare, Hon-
 sekler oder Hoenfelaer. Wenn ein Zusammen-
 hang zwischen diesen bestehen sollte, so ist die
 Annahme nicht abzuweisen, daß es sich um die
 Wanderung einer Sippe von Holland aus rhein-
 aufwärts handelt, nicht um eine Ausstrahlung
 von der Insel Reichenau. —

Die Geister meiner Ahnen spuken in meinem
 Blut. Wenn ich ein armer Teufel bin, ein
 Tagelöhnersohn, und es fällt über mich her, daß
 ich malen muß und alle Geschöpfe Gottes in
 meinen Stift einfange, so sind meine Ahnen
 schuld, die irgendwie schon eine Schöpfungsgabe
 empfangen und sie verstärkt an mich weiter-
 gegeben hatten. —

Der jüngste Ausläufer der Ahnenforschung ist die Vererbungslehre. Von ihr will der gewöhnliche Sterbliche noch wenig wissen; es ist ihm peinlich, seine ganze Herkunft wie auf einem weißen Blatt ausgebreitet zu sehen. Und doch kann die Wissenschaft, insbesondere die ärztliche, unendlich viel daraus lernen, für ihn selber und für die Nachwelt. Man weiß heute, daß jede Körperzelle im Menschen, etwa eine Muskel- oder Gehirnzelle, aus 48 Kernkörperchen, Chromosomen, besteht, die Hälfte in jedem vom Vater, die Hälfte von der Mutter. Die Geschlechtszellen aber haben nur 24 Chromosomen, freilich ebenfalls vollwertige. Diese Chromosomen, die Anlagenträger, sind die Überbleibsel der Ahnen, ihre Zusammenfassung in stärkster Verdichtung. Hier sitzt die Unsterblichkeit. Bei der Vereinigung zweier Geschlechtszellen verbinden sich die 2×24 Chromosomen aus väterlichem und mütterlichem Erbgut, und zwar — es ist die Geschichte vom

Schachbrett — in 2 hoch 24, d. h. in 16 777 216 Möglichkeiten. Soviel Verschiedenheiten des Menschen könnten im Grunde entstehen. Durch Häufung gleicher Anlagen wird aber ein Charakter- oder Körperzug verstärkt, durch Ausfall anderer Anlagen ausgeschieden und unterdrückt. Wer das weiß, der betrachtet sich nicht nur, wie es heute so leicht geschieht, als vom Himmel gefallenes unmittelbar in dieses Leben hereingestelltes, hochbegabtes Wesen der Großstadt, der Kleinstadt oder des platten Landes, ohne Verpflichtung nach rückwärts, — nach hinten blind —, sondern als bisher letztes Erzeugnis seiner Ahnen, die er in jeder Zelle mit sich herumträgt. Nicht bloß als Nachkomme seines Vaters und seiner Mutter, sondern als Träger aller Väter und Mütter, aller der Männer und Weiber zu gleichen Teilen, die in seinem Vater und seiner Mutter verdichtet waren. Er ist die lebendige Menschenbrücke von Vergangenheit in Zukunft.

An den Einzelnen

Heiß strömt du segenschaffende Sonnenkraft
in die winterstarre frierende Erde;
Schatten entschwinden, Härte löst sich zu milder Erwartung,
eine ganze Erde harrt in Demut der Befruchtung und Blüte.
Also auch von Eisenhärten zerbrochene Zeit und Welt
harrt frierend und fiebernd segenschaffender Geisteskraft;
weit ist in qualvoll sehnender Erwartung
die Seele der Zeit und der Menschheit dem großen Menschen geöffnet.

Franz Alfons Geyda

Mond über Ruinen

Der Wind hat schmerzlich sich verkrampft
in dieser Trümmer Wüstenei,
gelbrod durch Wolkensegen stampft
der Mond, als ob er trunken sei.
Eberne Bahnen über diese matten,
graublauen Dämmerungen Sterne fahren
und lächeln mitleidslos den unruhvollen Schatten
derer, die hier einst glücklich waren.

Herbert Saekel

Trauriger Frühling

Schwarzer Regen überfällt die Heide.
Deine Augen, meiner Träume goldne Weide,
sind von dunklen Tränen ganz verhangen.

In das leere Grauen fällt mein Frühlingsstraum,
todestraurig singt der Lenz im Weidenbaum.
Müde ist das Glück davongegangen.

Erich Vorbs

Der kranke Knabe

Im Rasen an den stillen Gartenwegen,
dort, wo am wärmsten lag der Sonnenschein,
da ließ die blonde Schwester ihn allein,
oft stundenlang, in Duft und Blütenregen.

Die schwachen Glieder konnte er kaum regen.
Die warme Sonne schlürft er durstig ein,
sie machte trunken ihn wie schwerer Wein.
Und manchmal mußte er sich niederlegen.

So einfach war sein linnenes Gewand.
Mit schlichten Haaren und wie frischgewaschen,
lag er versunken lächelnd in dem Gras.

Und gab man eine Frucht ihm in die Hand,
getraute er sich nicht davon zu naschen
und sah sie lange an, bevor er aß...

C. Etienne



Hildegard Toerckler: Ginsterberge (Zeichnung)

Stadtmuseum Danzig

Hildegard Toerckler

Von Paul Abramowski

Die Schnitter haben ihre Arbeit getan und einen Weg aus Garben gepflanzt, der, über Hügel klimmend, sich in der Ferne verliert, und sind gegangen. Und auf dem Pfad, der wie der Lauf eines Baches den Senkungen des Bodens natürlich folgt, gleiten ein paar Gestalten daher, lautlos und unbeweglich wie die Segel der Schiffe, um über kurz oder lang dem Blick entrückt zu sein. Telegraphenstangen — nebenfächliche Striche am oberen Bildrand, der einem schmalen Strich Himmel nur knappen Raum gibt — wehren jeder Sentimentalität. Das Land aber, dieser Körper Land, um dessentwillen das Blatt wurde, liegt da: atmend und einsam groß. —

Ackertfurchen, mit der Feder hingekringelt und von ein paar Pinseltupfen nur geformt, stürzen jäh in die Weite des Raums. Bäume am Horizont, bewegt und gestaltet vom Wind, Wächter eines Bauernhofes mitten im Bild, fangen die flutende Bewegung auf. Über dem ganzen fliehendes Gewölk. Weiter nichts. —

Und als drittes ein Blick in das Armenhaus von Oliva. Langsam bereitet in enger Krankstube der Tod sein Werk. Mumienhafte Gestalten, in ihre Laken eingehüllt, in enge Bettkästen eingepfercht, verkörpern erschütternd das qualvolle Vorhandensein eines außerhalb der Welt noch bestehenden Daseins, das bereits zu einem andern hinüberrankt. Trotz der belebenden Diagonalität der aus engem Dunkel sich lichtgeballt hervorschiebenden Betten ist die Ruhe in dieser Darstellung so bedrückend und schwer, daß man sich schnell zurückzucken möchte. Über jener Kopf, mehr Schädel schon, da auf dem Kissen, hält den Blick gebannt. —

Diese drei Zeichnungen der blutjungen Danziger Graphikerin Hildegard Toerckler*), herausgegriffen aus einer reichen Zahl 1918 gezeichneter Blätter, die sie als Erstlingsarbeiten selbst bezeichnet, sind entstanden aus dem Trieb, einfach nur darstellen zu wollen. Das muß

*) Die junge Künstlerin erhielt ihre Ausbildung bei Frh A. Pfuhe-Danzig, bei Wosert in Leipzig und lehrte bei Willi Geiger-München



Hildegard Toerckler: Landschaft (Zeichnung)

Privatbesitz

in einer Zeit, deren Kunst rastlos über alle Hemmungen des Sächlichen bewußt hinausstrebt, besonders betont werden, will man sie richtig einschätzen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Begabung Hildegard Toercklers neuzeitlichem Wollen gegenüber rückständig sei — dem würde allein der kraftvolle Zusammenschluß des ersten Blattes widersprechen —, ganz im Gegenteil kommen bei ihr Errungenschaften zum Durchbruch, wie sie ohne Kenntnis Cézannes, auf dem sich ja im Grunde unser malerisches Zeitbewußtsein aufbaut, undenkbar sind.

Darstellung und Darstellung aber können im Bereich des Künstlerischen sehr verschieden sein, je nach Anlaß, Wollen und Trieb. Dem einen wird sie getreue Wiedergabe bedeuten sollen, des mit Bewußtsein erfassen Gegenstandes, dem anderen Festhalten eines vielleicht nur flüchtigen Augenscheins, dem dritten Aussage über das Wesen der Umwelt, die ihn umfängt. Es gibt Darstellungen, die über die Eigenart ihres Schöpfers zu schweigen scheinen, andere, die dem Einfühlenden die ganze Seele des Menschen, der hinter ihnen steht, in lauten Zungen offenbaren. Es braucht durchaus nicht das „Motiv“ der nur zu gern allein befragte Aufklärer über

Zusammenhänge von Künstler und Kunstwerk zu sein, und doch können prangende Sträusse oder einsame Landschaften zu Kündern von Lebensschicksalen werden.

Lassen wir diese Blätter durch die Hände wandern, so fühlt man eins stark heraus: Beseelung des Natureindrucks. Ganz gleich, ob es eine Landschaft ist, oder eine stille Stube, oder ein knorriger Baum, überall wird man ergriffen von einem seltsamen Ernst der Auffassung, um dessentwillen man manches noch technisch Unvollkommene gern übersieht. Ist es doch gleichzeitig frische Jugendkraft, die ihre Erlebnisse so unbekümmert und darum so persönlich niederschrieb.

Von einer tiefen Liebe für die Natur der nordischen Heimat sind diese Arbeiten erfüllt, die die herbe Größe weiter Landrücken in rhythmischem Fluten und Streben der Linien und in der harmonischen Verteilung von Hell- und Dunkelheiten auszudrücken vermögen. Wie die schwebende Ruhe eines angeschlagenen Akkords ersttrömt ihnen eine gleichmäßig abgetönte Wirkung und gerundete Geschlossenheit, die das Gefüge des Gegenständlichen zu lyrisch empfundener Zuständlichkeit erheben. Wundervolle Kräfte schlummern dahinter — Kräfte, die im



Hildegard Töckler: Aus dem Olivaer Armenhaus (Zeichnung)
Stadtmuseum Danzig

ersten Augenblick vielleicht spröde und streng erscheinen mögen, die das ganz Ungemachte, Schlichte wollen und in ihrer Art so köstlich einfach sind. Und darum gerade sind sie groß.

Darum gerade können sie in unberührter Frische Leben darstellen, von einsamer Inbrunst durchklungenes Leben nordischer Welt.

Darum sind diese Blätter Bekenntnisse. —

Das Märchen von der Prinzessin und dem Sänger

Von Arthur Ernst Rutra

So tiefe, starke Augen hatte die Prinzessin, daß, wen ihr Blick traf, erschauerte und sich wie von überirdischer Macht gebannt fühlte, das Knie vor ihr zu beugen und in Ehrfurcht den Saum ihres Kleides zu küssen. Zu deuten wußte es keiner, warum ihn solche Scheu überkam, aber ihre Augen leuchteten wie tiefblaue Saphire und waren voller Rätsel, die Geheimnis blieben, unerforschlich jedem, der in sie sah. Der König, ein stolzer Herr, war meist außer Landes und führte glückliche Kriege; wenn er heimkam, brachte er viele Schätze seiner Königin, die hoch und edel und ehrfurchtheißend war wie er, und streichelte der Tochter die Wangen. Aber seine Hände waren kalt und die Liebkosung, die sie ausströmen sollten, weckte nicht das Blut in dem schmalen und bleichen Antlitz der Prinzessin. Und auch die Königin war immer nur Gnade und Hoheit — und so war die Prinzessin allein.

Nur wenn ein fahrender Sänger am Schloß vorbeizog und sein Lied sich zu den hohen Zinnen empor schwang, wallte das Blut der Prinzessin jäh auf, und ihr war, als riesen die Klänge süßen Zauber in ihrem Körper, als müßte sich eine tiefe Verhaltenseit von ihr lösen und Schweben wie Duft von Blumen um ihre Glieder sein.

Oft zogen Sänger am Schlosse vorüber, denn der Name des Königs hatte einen weiten Flug genommen und viele fanden sich, seinen Ruhm zu preisen. Und da sie immer reich beschenkt schieden, kamen sie gerne wieder. So schwand nie Gesang um die stolzen, hochragenden Mauern des Schlosses.

Besonderer Dank aber ward dem Sänger, der seinem stolzen Lied zum Preise des Königs ein süßeres der Minne folgen ließ: dann öffnete sich ein Fenster und eine weiße Hand leuchtete auf und warf eine Blume hinab. Seltsam hallten die

Klänge an die Täfelungen der Kemeiaste, die die Prinzessin bewohnte. Irgendwie mußten sie ihre Ursprünglichkeit eingebüßt haben, und die Prinzessin mochte es wohl fühlen, denn so stark der Trieb war, der bei den ersten Klängen stets in ihr erwachte, so schnell überkam sie auch wieder ein Gefühl, als wären Fesseln um sie gezogen. War die Prinzessin allein — und sie war es zu meist — versuchte sie es, der Musik, die in ihr aufklang, zu folgen; unwillig aber, mußte sie bald sich gestehen, daß sie gefangen war. Was sie gefangen hielt — sie wußte es sich nicht recht zu sagen. War es das Schloß, das hohe, das ein Empfinden der Freiheit nicht aufkommen ließ, dafür aber eine kühle Majestät von Marmor und Größe strömte, war es ihr adeliges Blut, das von hochmüthigen Ahnen herkam, war es ihr dürftiges, armes Leben, das sie führte, das wohl Sonne spendete und im Uebermaß sogar, wie es Gebot war, nicht aber jene Wärme schenkte, die Augenblicke hoch über andere hinanhebt. Wie ein Rätsel lag auch der Prinzessin ihr eigenes Leben verschlossen.

Eines aber wußte sie: sie war arm. Und sie war klug genug sich zu sagen, daß ein Dichter etwa, der von ihr wußte, ihr gesagt hätte, daß ihrem Leben die Liebe fehle — oder, wenn es nicht Liebe war, ein Gefühl, eine Sehnsucht, die nicht Geschwister hatten, die nur wie Gnade empfunden werden können, ohne daß sich der Mensch, dem sie wurden, Rechenschaft über sie zu geben vermag. Darum auch, wenn Musik erklang, und es wie heiliger Zauber über ihren schlanken Mädchenleib strömte und sie solate — mit geschlossenen Augen, und der Körper sich in Schwingungen löste, ahnungslos, triebhaft, — stieß sie doch immer wieder an eine Grenze, die sie hart in ihre Gegenwart zurückrief. Ein Ahnen in ihr raunte ihr zu, daß es ein Darüber-hinaus, ein Verschweben in die Unendlichkeit gab, wie die Klänge, die zu ihr kamen, mit süßester Zartheit in blaue Sphären hinüberschwangen — und Wirklichkeit zwang ihr das Gesändnis ab, daß ihr die Schwingen fehlten, die sie emportragen vermöchten.

Da begann die Prinzessin über die Liebe zu finnen und sich vorzustellen, wie dies Gefühl sein mußte, daß es alles bürge — Verlassen und Hingabe, Glückgefühl und traumhaftes Versinken in uferlose Meere. Denn wie der aufwogende und niederebende Seeang mußte die Liebe sein. Aber je mehr sie darüber nachlann, um so enger und weiser wurde der Kreis ihrer Gedanken, bis sie ganz hilflos dastand, und ihre

tiefen blauen Augen erglänzten wie Saphire, als wären Tränen in sie getreten.

Etwas Unbestimmtes, Unbestimmbares war ihr die Liebe, sie vermochte sich zu sagen, daß ihre Gewalt nur an dem Opfer gemessen werden könnte, dessen sie fähig war — aber kein Bild war da, bei dem ihr Sinnen hätte verweilen können. Sie wußte: eines Tages würde der Prinz kommen, der ihr nach Stand und Sitte gebührte, und sie würde ihn lieben lernen, wie ihre Mutter den König liebte, wie ihr Geschlecht es gebot. Und sie sagte sich nicht, daß ihr nur ein Prinz bestimmt sein könne, mit dem sie Glück verbinden sollte, denn ihr Herz war nicht fähig, nur einen Menschen zu fassen, dem sie bereit gewesen wäre, ihre Liebe zu schenken, den sie für würdig hielt der Gnade, die sie zu vergeben hatte. So stolz die Prinzessin war, so wenig wußte sie um jenen Stolz der Reinheit und Unberührtheit, der ihr die Verpflichtung hätte auferlegen müssen, nur an ein Glück des Traums zu glauben, das nur Traum zu erwecken vermag.

Fremd, unfasbar war ihr noch das Eine, Große, das nur einmal im Menschenleben begegnet — fremd die Sehnsucht und der Glaube, daß unter all den vielen Menschen nur Einer ist, dem sie bestimmt, nur Einer — der sie sucht. Denn stärker lebte in ihr die Überlieferung ihres Geschlechtes, ihrer Ahnen, die sich fanden und denen Liebe wurde, weil Liebe sein mußte.

Nur manchmal, in ganz seltenen Augenblicken, wenn Musik durch ihren Leib stürmte, da kam es über sie wie ein Ahnen von jenem heiligen Schauer der Bestimmung, um den zu wissen höchste Gnade ist und tiefste Verdammnis. Dann wurden ihr plötzlich bewußter die Grenzen ihres Lebens und tiefe Trauer zog Schleier über ihre Augen. Denn quälender fühlte sie nun die Gebundenheit ihres Körpers und das Unvermögen, sich jenem Gefühl hingeben zu können, das allein Befreiung verhieß.

Da geschah es, daß der König einmal wieder heimkehrte, Sieger in einem neuen Feldzug, der ihm einen seltenen Triumph, die Gefangennahme des feindlichen Königssohnes, einbrachte. Diesen nahm er als Geisel auf sein Schloß, zusammen mit einem Edelmann, der dem Prinzen in die Gefangenschaft folgte. Aber nur die Kunde hiervon drang zur Prinzessin, denn der König, hochherzig genug, wollte dem Gegner das Demüthigende eines Einzugs vor Augen des Hofes ersparen. Unwillig stellte die Prinzessin schon wenige Tage später fest, daß sich ihre Gedanken

mit dem Prinzen zu beschäftigen begannen. Und als einmal Gesang an ihr Ohr tönte, von tiefem Weh der Gefangenschaft durchbebt, weiche, sehnüchliche Klänge, die wie Klage der Nachtigall verströmten, erwachte tiefes Mitleid in ihrer Seele. Und die Gestalt des Prinzen, den sie nie gesehen, begann sich zu einem Bild in ihren dunkelblauen Augen zu formen.

Aber nicht der Prinz war der Sänger gewesen; sein Edelmann, der treu sein schweres Los theilte, ein fahrender Sänger in Wahrheit, dem der Prinz einst ein Gutes erwiesen, daß er aus Dankbarkeit in seinen Dienst trat, hatte das Lied gesungen, die Trauer zu bannen. Und immer wieder erklang des Abends das Lied, weich wie zarte Frauenhand auf sieberheißer Stirn, sehnüchlich und von unsagbarer Schwermut. Da neigte sich die Prinzessin oft weit vor aus ihrem Fenster, und ihr war, als schwebte ihre Seele auf in das Dämmern des Abends, in den die Klänge wie Silber verslochten waren. Und war das Lied verklungen, und war sie wieder in ihre Kemenate zurückgetreten, da schloß sie die Augen, und das Lied tönte fort in ihr, und wie von Zaubershänden getragen, folgte der Körper der Melodie, die nicht sterben wollte und doch erfüllt war von dem wehmüthigen Geheimnis des Todes.

Und eines Abends geschah es, daß der Prinz und der Sänger die lauschende Prinzessin erspähten, und daß der Prinz wie festgebannt mit heißen, verlangenden Blicken die schlanke Mädchengestalt umarmte. Die verhangenen Augen der Prinzessin aber waren tief in das Dunkel verloren und leuchteten wie dunkelblaue Saphire. Es war, als folgten sie den Klängen, die wie müde Vögel nur leise zitternd in der Luft schwebten. Seit jenem Abend geschah ein Selbstames um den Gesang des Sängers; neue Melodien klangen auf: blieb auch Schwermut, klang doch Sehnsucht auf, Ritterkühnheit, Zuversicht. — und dann wieder Anbetung und Demut wie das Knien vor dem Gnadenbildnis der Madonna, Verlangen und zarte, verbende Liebe. Aber der Prinz merkte nichts davon, denn seine Gedanken waren immer nur in die Erscheinung verloren, deren Bild auch vor ihm stand, wenn sie das Auge nicht zu erblicken vermochte.

Und ein Selbstames geschah auch seit jenem Abend um die Prinzessin. Ihr war, als wäre Verwünschung von ihrem Leib gefallen, und ihre Seele zitterte, bangte, jauchzte, hoffte und verzweifelte mit den Klängen, die wie Sturm über ihren jungen bebenden Körper segten; und trat sie zurück, wenn der Sang verklungen war, schlug es mächtiger in ihr auf, und wie vom Zauber erlöstes Meer, das sich zum erstenmal seiner Freiheit bewußt wird, erfüllte das beseligte Hingleiten ihres Körpers, erfüllte Sturm, der durch ihren Mädchenleib rasste, das Gemach. Und hinter ihren geschlossenen Augen zeichnete sich immer eindringlicher das Bild des Prinzen, des Sängers, der ihr die Freiheit gegeben, dessen Lied sie erlöste. Liebe war in ihr, und sie wußte, daß nur Einer war, dem sie seit jeher bestimmt war.

Dem Sänger aber war, als ahnte er das Erwachen dieser Frau, denn er wußte, daß er nur für Eine sang, der er bestimmt war, an sie zu glauben, ihr zu huldigen und zu dienen, — daß nur Eine war, um die er kämpfte und litt. Aber er wußte auch, daß sein Sang für einen Anderen geworden. Denn wie konnte die Prinzessin es ahnen, daß es ein schlichter fahrender Sänger war, dessen Lied sie erweckt, dessen Liebe ihr galt, und wie konnte er so vermessen sein, seine Augen zu einer Prinzessin erheben zu wollen...

Und es kam, wie es immer in Märchen geschieht: da der König wieder auf sein Schloß kam, beugte der Prinz sein Knie vor dem König und bat um die Hand der Prinzessin. Und jubelnde Hingabe im Herzen, schmiegte sich die Prinzessin in die Arme ihres Sängers.

Am nächsten Morgen fanden Knappen an der Schloßmauer eine zerschlagene Harfe. Ob es die Prinzessin erfahren, ist nicht bekannt. Aber sie trug den Gesang in ihrer Seele und niemals starb er in ihr. Aber es ist bekannt, daß Prinz und Prinzessin von tiefer Liebe zu einander erfüllt waren, und daß sie als König und Königin dereinst über ein doppelt so großes Reich geboten.

Der Sänger aber war seit jenem Morgen, da man die Harfe fand, verschwunden; niemand hatte ihn seither gesehen, niemand von ihm Kunde vernommen...

Maienmorgen

Die Berge kehren aus dem Traum der Nacht
zurück...

Auf allen Wiesen liegt dein feuchter Blick
in Tränen...

Die Bienen summen in den dunklen Grund
traumtrunkne Süße wie dein roter Mund,
als feils der Mond uns spann in erstes

Sehnen...

Erich Worbs

Dantes Erneuerung

Siegfried v. d. Trencks Dante-Übertragung

Von Dr. Erich Jenisch

Bei der großen Dante-Feier in der Berliner Staatsoper haben zwei führende Theologen, Adolf v. Harnack und Ernst Troeltsch, sich über die Bedeutung Dantes und seines Zeitalters für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts geäußert. Adolf v. Harnack sagte: „Verachten wir das Mittelalter nicht! Ihm oder doch seiner zusammenschauenden und zusammenschließenden Arbeit verdanken wir, verdankt Europa seine Ideale, seine Zucht, seine Erziehung, seine Kultur. Und auch die, welche heute erklären, daß sie diese Entwicklungsstufe längst überwunden haben, bestreiten den besten Teil ihres Lebens, ohne es zu wissen, noch immer aus dem Erbe des Mittelalters... Immer klarer wird es uns gerade in der gegenwärtigen Zeit unserer Not, daß wir mit neuen Mitteln ein ähnliches starkes soziales Gefäß mit köstlichem Inhalt wiederherstellen müssen, damit unser Volk Gestalt, Einheit und Kraft gewinne.“ Ernst Troeltsch sagte sodann die Idee der „Göttlichen Komödie“ in die Worte, daß alles Leben in seinem innersten und eigensten Wesen Läuterung sein müsse: vom Stolz und der Selbstsucht des weltlichen Heroismus aufsteigend zur Innigkeit und Weltüberwindung christlicher Mystik und Liebe. Solche Läuterung sei heiligste ethische Forderung unserer zeitlichen Existenz.

Diese Worte sind beachtenswert. In Dantes Werk ist uns der Geist des Mittelalters heute noch lebendig spürbar. Dante erlebt die Welt als „Kosmos“, als heilige Ordnung, als göttliches Gesetz, als beherrscht vom Maß, als aufgebaut in Stufen, Kreisen und Reichen. Dieses Weltgefühl ist uns heute geschwunden: unser Leben wuchert ins Maßlose, ins Unbegrenzte. Es hat kein Zentrum mehr, von dem aus es sich organisch entfaltet, sein Streben ist verwirrt. Dieser formbedürftigen Zeit ist Dante der Gegenpol. Wenn wir heut das Wesen der Welt suchen, versenken wir uns in sie mystisch. Wir wenden uns vom Sinnenschein ab, wir spüren nach dem unanschaulichen „Fünkeln“ Eckeharts. Dieser Mystiker ist eher der symbolische Vertreter unserer Zeit als Dante. Das Gotische in ihm, das nur im Seeleninnersten empfindbare Göttererlebnis, der Auftrieb in ihm über alles Sinnliche hinaus, liegt uns näher als die auf Sammlung und Gestaltung gerichtete Lebensform

Dantes. Die Verschiedenheit beider stellt etwa das gotische Münster dar, mit seinen aufstrebenden Säulen, seiner Flucht in die unanschauliche Unendlichkeit, seinen aufragenden Spitzen, seiner Musikalität, und der romanische Dom mit seiner klaren Ordnung, seinen Rundbogen und abschließenden Gewölben, mit der Harmonie seiner Teile, dem Zusammengefaßten seiner Massen, dem durchaus Statuarischen, seiner Plastik.

So steht Dante unserer Zeit im Grunde fern; aber weil stets aus dem fernsten die Erlösung naht, so beruht gerade in dem Gegensatz seiner Welt zu der unsrigen seine Bedeutung und Größe. In seinem Gedicht ist uns das plastische Weltgefühl des frühern Mittelalters noch lebendig bewahrt, wir spüren es als Kraft und Bewegung, ohne ihn wäre es uns nur toter historischer Stoff und totes Wissen. Die Stimmung der „Göttlichen Komödie“ fühlen wir, sie erregt uns, — darin besteht ihr Wert für uns. Keine andere Persönlichkeit seiner Epoche — dies Wort hier als Ausdruck für eine eigenartige seelische Grundhaltung genommen — ist von solcher Universalität wie er. Er gibt uns eine Vorstellung vom Kosmos des Mittelalters, von seinem Welt-, Staats- und Kirchengebäude, von seinem Göttes- und Naturerlebnis, seiner Philosophie und Geschichtsauffassung, von seinem Erd- und Himmelsbild. Wohl lassen sich Namen nennen, die dieses oder jenes Gebiet dieser Welt uns Heutigen lebendig erhalten haben. Aber niemand faßt wie Dante ihre Gesamtheit im Erlebnis zusammen.

Den Zugang zu diesem Dante zu finden ist schwer, und doppelt schwer, weil jeder Annäherung an ihn eine seelische Umstellung vorausgehen muß, die bedingt ist durch seine Gegenständigkeit zu unserer Zeit. Hier hilft jedoch die Kunstform. Alle Kunst, sofern sie groß ist, d. h. sofern sie ursprünglich und in irgend einem Sinne universal, von Weltgehalt, ist, läßt uns unmittelbar den Lebensatem ihres Schöpfers, den Pulsschlag seines Herzens, den Rhythmus seines Daseins empfinden, gleichgültig, ob das Weltgefühl, dem sie entspringt, dem unsrigen gemäß ist oder nicht. Den Germanen hat die ihm so wesensfremde Kunst der Antike immer aufs Neue rätselhaft angezogen, und der Geist frem-

der Welten spricht zu uns vernehmlich aus den Kunstwerken Ägyptens, Indiens, Chinas. So wird Dantes Erneuerung vor allem durch den ästhetischen Eindruck möglich. Eine Übersetzung, die uns die künstlerische Kraft der „Komödie“ spüren läßt, läßt in uns sofort das Weltgefühl Dantes schwingen. Episoden aus dem großen Gebiet, wie sie die unerreichten Übertragungen (Stefan Georges*) bieten, rufen am ehesten in uns diese seelische Resonanz hervor und wecken den Trieb, auch das Ganze in sich aufzunehmen. Hier stellt sich eine neue Schwierigkeit entgegen, die Tatsache, an der die meisten scheitern, daß Dantes Gedicht, rein intellektuell, schwer verständlich ist. Vieles, was Dante unmittelbar gegeben war, was er ohne weiteres im Wort zur Anschauung gestalten konnte, ist uns nur auf dem Umweg über Wissen und Kenntnisse zugänglich. Ernste Mühe muß erst den Boden in uns vorbereiten, auf dem Dantes „Göttliche Komödie“ als ästhetisches Erlebnis möglich ist.

Eine neue und neuartige Übertragung Dantes möchte hier Abhilfe schaffen. Siegfried v. d. Trenck, ein geborener Ostpreuße, hat die „Göttliche Komödie“ aus ihrem Sinn erneuert**). Er will den Ideengehalt der Dichtung verständlich machen, ohne daß erläuternde Anmerkungen nötig wären. Er legt bei seiner Erneuerung Dantes den Akzent auf das Religiöse und Moralische, auf die Idee der Läuterung, die auch Troelsch hervorhebt. Dies heißt den ästhetischen Eindruck zugunsten des moralischen zerstören und das Gedicht in Form und Inhalt auseinanderreißen. Den „Faust“ nachschaffen, ihn aus seiner sittlichen Idee heraus neudichten, also den magischen Reiz der Sprache, des Stils, den Zauber des dichterischen Wortes zerstören, der im Grunde alles, der Form und Inhalt zugleich ist, und die Lehre, die Moral verbreitern, verständlich machen, sie ihrer innigeren Verwobenheit mit der Form entkleiden und augenfällig, nackt hinstellen, — das wäre ein Unternehmen, das dem Siegfried v. d. Trencks entspräche. Wir müssen sagen, wir sehen in diesem Ver-

fahren eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst.

Und doch — die Reinheit und der Ernst, mit denen Siegfried v. d. Trenck zu Werke gegangen ist, begründen seine Übertragung schließlich durch sich selbst. Er sieht, wie er sagt, in der „Göttlichen Komödie“ ein religiöses Kunstwerk, und er hält sich deshalb für berechtigt, sie in religiösem Sinne zu erneuern. Aus dem Vorwort spricht eine auf das Religiöse abgestimmte Seele, und es ist deshalb nur natürlich, daß sie in dem Gedicht das Religiöse als das wesentliche empfindet. Dadurch wird freilich Dante in einer falschen Perspektive gesehen: der Dichter erscheint als Theologe. Der Dichter, der seine Erlebnisse, auch seine religiösen, in einer Dichtung gestaltet, dem die dichterische Wortform die wesentliche Möglichkeit der seelischen Äußerung ist, ist grundverschieden von dem Prediger, der sein Gotteserlebnis durch die Predigt den Gläubigen mitteilt. Kunst ist notwendige Äußerung des Wesens und als solche Selbstzweck. Sie hört auf, Kunst zu sein, wo sie Mittel zum Zweck wird, mag dieser noch so geistig sein. Der religiöse und der politische Redner, der künstlerische Mittel anwendet, ist kein Dichter. Und ohne Zweifel ist Dante Dichter, nicht Prediger.

Siegfried v. d. Trencks Dante-Erneuerung wird so abseits von den Übertragungen gestellt werden müssen, die einen ästhetischen Eindruck der „Göttlichen Komödie“ geben wollen. Sie ist das Zeugnis einer sehr persönlichen, sehr eigenen Spiegelung Dantes in einer Seele von bernhardinischer Frömmigkeit. Große Werke haben die Eigenschaft, daß jeder zu seinem Heile in ihnen findet, was er sucht. Die Bibel sagt Jungen und Alten, Hohen und Niederen, geistig Armen und geistig Reichen, was sie hören wollen; der „Faust“ und die „Göttliche Komödie“ tun es schließlich auch. In Schöpfungen, die eine Welt bedeuten, findet jeder sich selbst wieder, und so hat auch Siegfried v. d. Trenck ein Recht, in Dantes „Ewigem Liebe“ sich und seine Frömmigkeit wiederzufinden. Sein Werk wird der großen Zahl der Gläubigen die dunklen und schweren Geheimnisse des Gedichtes erleuchten und sie in den erhabenen Dom seiner Gottesidee einführen.

Abend

Über fernen dunkelblauen Hüb'n
noch ein roß'ger Glanz des Tages schwimmt.
Leise spür' ich eine kühle Hand,
die den Kranz mir von der Stirne nimmt.

Noch ein letzter müder Vogellaut;
Blatt und Blume neigen sich zur Ruh.
Goldner Tag, der langsam nun verglimmt,
o wie bitter und wie süß warst du!

Th. Endemann

*) Dante. Göttliche Komödie. Übertragungen von Stefan George. Zweite erweiterte Auflage. Berlin 1921. Georg Bonbi.

**) Das Ewige Lieb. Dantes Divina Commedia durch Übersetzung und Eingebung wiedergeboren von Siegfried v. d. Trenck. Göttingen 1921. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.

„Kernholz vom deutschen Stamme“

Skizze aus dem Volksleben

Von Elisabeth Gnade

Gesund und stark und jung waren Beide zusammen gekommen. Er hatte als der Sohn eines kleinen Postbeamten die Gärtnerei gelernt; sie stammte vom Lande und trug alle ländlichen Gesetzmäßigkeiten im Blut. Ein bißchen Geld für die erste Einrichtung war vorhanden. Also wagten Angermanns die Sache, und mein Vater wagte sie mit Angermanns.

Unser Stadthaus lag an einer belebten Straße, aber auf der andern Seite zog sich der alte, schöne Garten bis zu den öffentlichen Parkanlagen hin. Das freundliche Gärtnerhäuschen lehnte sich mit seinem Rücken an die Mauer, die unser ganzes Grundstück umgab, und war durch einen breiten Weg vom herrschaftlichen Garten getrennt. Die Landstreifen, die es rechts und links neben sich hatte, durfte der Gärtner gegen eine geringe Pachtsumme selbständig auf eigene Rechnung bewirtschaften.

Der Vertrag wurde geschlossen, und Angermanns hielten ihren Einzug.

Meine persönlichen Erinnerungen an die Familie beginnen erst mit der Zeit, wo schon ein paar kleine Angermännchen vorhanden waren, deren Zahl sich erstaunlich schnell vermehrte. Die Mutter hatte ein herb' geschnittenes Gesicht und kargte mit Worten. Der Mann zeigte sich viel geschmeidiger und war meist zu einem Späßchen aufgelegt. Aber obgleich er häufig die Leiter hinaufgestiegen ist, um eine auserlesene Frucht für mich vom Baum zu holen, hielt ich mich doch immer am liebsten in Frau Angermanns Nähe auf. Sie muß wohl trotz ihrer bärchen Art kein ungütiges Herz und keine harte Hand gehabt haben; denn nicht nur Pflanzen, sondern auch Kinder gedeihen unter ihrer fast unsichtbaren Pflege, daß es eine Freude war. Wenn das Jüngste nicht mehr im Wägelchen neben der rastlos fleißigen Mutter liegen mochte, dann wurde es auf den Wiesenstreifen unter die Apfelbäume versetzt, krabbelte zwischen Gestrüpfen und weißen Zickeln umher, lernte auch bald seinen Durst an einer Ziegenmutter stillen und kam bei dieser gedeihlichen Lebensweise rasch genug auf stramme Weinchen zu stehen. Nicht lange danach begannen schon kleine Hilfeleistungen in Garten und Haus. Oft hab' ich mich meiner verwöhnten, ungeschickten Schulmädchenhände geschämt, wenn ich zusehen mußte,

wie solch ein vier- oder fünfjähriger Knirps mit dem großen Strauchbesen hantierte, daß nachher die Steinstufen vor der Tür wirklich, von Erdschmutzen gesäubert, in neuer Reinheit strahlten.

Mit dem Wachstum der Kinder hielten die Leistungen der Eltern wacker Schritt. Angermann pachtete ein zweites größeres Landstück; nach und nach bezog er auch den Teil der Mauer, der zu seinem Gebiet gehörte, mit edlem Spalierobst, vermehrte die Frühbeete und richtete sogar ein kleines Treibhaus ein.

Auf dem breiten Wege, der durch ein Seitentor zur Straße führte, kamen immer häufiger Leute herbei, um in der Gärtnerei ihren Bedarf einzuhandeln. Unser eigener Garten wurde darüber nicht vernachlässigt, und mit den Hilfskräften für grobe Arbeit ging alles leise, in gutem Einvernehmen, ab. So konnte Jeder mit der Lage der Dinge zufrieden sein, und mein Vater meinte: „Wenn es so bleibt, wenn die Leute sich dauernd ordentlich halten, dann können sie wohlhabend werden“.

Aber ganz glatt ging es nun doch nicht vorwärts auf dem guten Wege. Angermanns alter Vater, der bis dahin weit entfernt gewohnt hatte, zog zu den Kindern, um von diesen versorgt zu werden und dafür mit seiner kleinen Rente die häusliche Kasse füllen zu helfen. Wie Frau Angermann noch für ihn Raum zu schaffen vermochte, war uns rätselhaft, und wahrscheinlich wär' es besser gewesen, wenn das Rätsel auch für Frau Angermann selbst unlösbar geblieben wäre. Der alte Mann verbrachte nämlich einen beträchtlichen Teil seiner Nachmittage in der nahe gelegenen Wirtschaft mit dem verlockenden Namen: „Holt Pust!“ Unser Gärtner pflegte nach Feierabend hinüberzugehen, um den Vater heimzuholen. Anfangs kamen Beide immer gleich wieder zurück; dann gewöhnte der Gärtner sich daran, selbst noch ein paar Minuten mit am Tisch zu sitzen, ein Glas Bier zu trinken und in seiner munteren Art mit den andern Gästen zu plaudern. Dieser Tageschluß mochte ihm wohl besser gefallen, als zu Hause bloß müd' vor sich hinzudämmern, während die Frau stets noch bei den Kindern zu schaffen hatte. Aus den paar Minuten wurden halbe und ganze Stunden. Bald kam die Zeit, wo Frau Angermann Abends oft lange warten mußte, bis beide Männer zurück-

kehrten: Arm in Arm, laut schwägend auf unsicheren Füßen. Auch tags über tat der alte Mann nicht viel Gutes. Wenn er ein bißchen in der Wirtschaft umhergeschäftet war, setzte er sich bald wieder in seine Ecke, winkte eins von den Kindern herbei und drückte ihm kleine Münze in die Hand mit der Weisung: „Hol' mir 'mal 'n Töppken 'rüber.“ Wenn der Gärtner dazukam, griff er in die Tasche und sagte lachend: „Hol' mir auch 'n Töppken 'rüber!“ Das Bier schmeckte nach getaner Arbeit, es schmeckte während der Arbeit, und leider schmeckte es auch vor der Arbeit all' zu gut.

Wie lange blieb es beim Bier? Wann zeigten sich die ersten Spuren von Verfall und Niedergang?

Meine gütigen Eltern fingen an, über dies und jenes im Garten den Kopf zu schütteln, und eines Abends durchzuckte mich ein gewaltiger Schrecken, als ich fast auf den Gärtner gefallen wäre, der über den Weg gestreckt lag. Mein Vater ließ wohl kein Mittel unversucht, um günstig auf den Mann zu wirken, der sich dann immer sehr reuig zeigte, alles Mögliche versprach und am nächsten Tage wieder in der Kneipe saß. Die Eltern waren jetzt immer traurig, wenn von Angermanns die Rede war. „Der Mann kommt herunter,“ sagten sie. „Er versteht auch seine Sache nicht mehr ordentlich. Man müßte ihm eigentllich kündigen. Aber die arme Frau — die armen Kinder.“

An dem, was Frau Angermann in diesen Jahren leistete, dehnten sich die Grenzen von Allem, was man bisher für Menschenmöglich hätte halten können. In ihr Gesicht gruben sich immer härtere Falten, und ihr Mund wurde immer schweigsamer. Wie oft dieser Mund in finsternen Nächten um Hilfe gefleht haben mochte, wußten wir nicht, aber ebenso wenig, wie zu zärtlichen Koseworten, gab er sich zu Schelten und Klagen her. Nur die Hände blieben in rastloser Bewegung und stemmten sich dem Untergange des Hauses mit aller Gewalt entgegen. Oft, wenn wir an heißen Abenden spät auf unserer Terrasse saßen, war das letzte Bild, das aus der verschwimmenden Dämmerung im Garten tauchte: Am Rande des Teiches in ihrer starkblauen Schürze Frau Angermann, die sich zum Wasser hinabbeugte, um Gießkannen zu füllen und ihrem Gustav zuzureichen. Dieser älteste Sohn, der nun schon die Schule hinter sich hatte und auch Gärtner werden sollte, war ihr treuer Beistand. Aber was vermochten die Beiden auszurichten — gegen zwei Trinker im Hause?

Um die Zeit, wo Gustav Soldat werden muß, wird bei Angermanns noch ein kleines Mädchen geboren. Meine Mutter tut alles, um die Familie zu unterstützen, und auch ich, als erwachsene Tochter, bin bemüht, mich ein wenig nützlich zu machen. Trotz des leisen Herzklopfens, das Großvater und Vater Angermann mir immer verursachen, gehe ich auch an dem Morgen hinüber, wo Gustav abreisen muß. Mich empfängt ein schweres Schweigen. Frau Angermanns Bett steht in der großen Stube; sie liegt still, den Säugling neben sich, und Tränen rinnen unter den gesenkten Lidern hervor über die abgehärteten Wangen. Am Fußende des Bettes sitzt reisefertig, aber ebenso still, der Rekrut. Er blickt nur hin und wieder zur Mutter auf. Am Fenster, auf der Ofenbank, hocken stumm und verschüchtert die Geschwister und im dunkelsten Winkel, beide Arme auf den Tisch gestützt, der Gärtner: müßig, schläfrig, mürrisch. Sein Alter mochte sich wohl in einem noch schlimmeren Zustande befinden und bis jetzt gar nicht zum Vorschein gekommen sein. Die Küchentür steht offen, ich trete dort hinein, rühre einen Kraftbrei zurecht und klirre manchmal ein wenig lauter als nötig mit Löffel und Schüsseln, weil die Stille so unerträglich lastet. Plötzlich wird sie durch einen Ton unterbrochen, der noch viel schrecklicher ist. Gustav hat laut aufgeschluchzt.

„Mutter,“ spricht er, „daß ich dich hier so allein, so hilflos zurücklassen muß — darüber bricht mir das Herz!“

Wieder Schweigen. Frau Angermann hat sich ein wenig aufgerichtet, um nach der Hand des Sohnes zu greifen und sie leise zu streicheln.

Mit einem Mal kommt eine murrende, knurrende Stimme aus dem Winkel: „Nu — ganz allein bleibt die Mutter doch wohl nicht.“

Gustav sieht sich gar nicht um, es zuckt nur bitter um seinen Mund, und er nickt vor sich hin: „Ja, wohl, ganz allein, bei all' der Arbeit.“

Nochmals das eigentümliche Murren, halb jechen, halb drohend: „Ich bin doch wohl noch da.“

Jetzt wendet Gustav langsam den Kopf.

„Du, Vater?“

Schwerfällig steht er auf, und noch schwerfälliger hebt sich auch Angermann von der Bank. Gustav macht ein paar Schritte vorwärts, und so stehen Beide einander gegenüber: der Sohn in unverdorbener, blühender Jugendkraft, groß und stramm, so daß die Decke niedrig über ihm zu hängen scheint — der Vater mit krummem Rücken, schlaff in der Brust zusammen gesunken, aus trüb' geröteten Augen blinzeln.

„Du?!“ wiederholt Gustav mit unbeschreiblichem Blick und Ton.

Der Gärtner starrt ihn an, als sehe er heute den Sohn zum ersten Mal, und vielleicht durchfährt ihn auch zum ersten Mal die Erkenntnis, wie er selbst sich vor seinem eigenen Fleisch und Blut ausnehmen mag. Was ihm da aus den blauen Augen des Sohnes entgegenprüßt — ist das Verachtung? Er sucht sich selbstbewußt zu recken und zu straffen.

„Nu — bin ich nicht auch noch ein Kerl?!“

„Ja, Vater,“ stöhnt Gustav. „Ja! Wenn du bloß nicht mehr trinken wolltest!“

Es ist, als sei plötzlich die ganze Stube erfüllt von dem Flehen: „Wenn du bloß nicht mehr trinken wolltest!“

Der Vater steht unbehaglich, verlegen und verdrossen.

„Ich kann's ja lassen,“ brummt er endlich.

„Vater, kannst du's wirklich noch lassen?“

Die hellen Augen bleiben auf ihn gerichtet; er windet sich innerlich unter diesen Blicken und wirft, wie beiläufig, die Worte hin: „Soll ich abschwören?“

„Vater, willst du das tun? Willst du abschwören?“

Frau Angermann bittet mit überströmenden Augen, mit ausgestreckten Händen, zum Manne hinüber; alle Kinder, auch die kleinen, die noch gar nicht verstehen können, um was es sich handelt, umdrängen ihn, und ich selber bin wohl, ohne es recht zu wissen, mit darunter gewesen. Einer spricht dem Andern nach:

„Vater, tu' es doch!“

„Herr Angermann, bitte, tun Sie's doch!“

Da sagt er wieder mit lässiger Gebärde: „Gut. Ich will unterschreiben.“ Fast im gleichen Augenblick steht das Tintenfaß vor ihm und liegt ein Bogen bereit. Herr Angermann setzt sich. Wir halten den Atem an. Unter zitternd erwartungsvollem Schweigen verfaßt er seine Erklärung.

Nicht lange danach mußten alle schönsten Blumen aus dem Garten die Feste meiner Verlobung und Hochzeit schmücken. Ich kam in die entfernteste Ecke des Reiches und konnte mich jahrelang nur brieflich nach Angermanns erkundigen. „Es scheint sich zu machen,“ schrieben die Eltern. „Was jetzt hat er sein Gelübde gehalten, und die gute Frau sieht schon wieder ganz anders aus den Augen.“ Als ich zum ersten Mal als Gast in die Heimat kam, grüßte mich ein neuer Gärtner. Nach dem Tode des alten Vaters, der glücklicherweise noch nicht sein

ganzes Kapitälfchen hatte vertrinken können, waren Angermanns fortgezogen, um eine größere Gärtnerei zu übernehmen. Mein Vater hatte noch etwas dazu geliehen und bekam seine Zinsen jedes Mal pünktlich, bei Heller und Pfennig.

Die Zeit verging; das Elternhaus verödete. Über dem Vaterlande lagert schon der Schatten des großen Krieges, als beim Gange durch eine fremde Stadt mein Blick auf die Inschrift fällt: „Angermanns Kunst- und Handelsgärtnerei.“ Ich spähe durch die Gitterpforte: das Anwesen erscheint mir fast zu großartig für meine alten Freunde. Aber da tritt aus der Haustür im Hintergrunde eine hagere, steile Frauengestalt, und im Nu bin ich drinnen.

„Frau Angermann, kennen Sie mich noch?“

Auch bei ihr leuchtet's auf, und wir feiern herzliche Begrüßung.

Schöner ist Frau Angermann inzwischen nicht geworden. Das Gesicht wie aus altersbraunem Holz geschnitten, das dünne, graue Haar am Hinterkopf zu einem winzigen Knötchen geschlungen, im eingefallenen Munde noch ein einziger, großer Vorderzahn. Trotzdem — für jeden, der zu lesen versteht, trägt die Erscheinung eine Adelschrift!

Nun muß ich alles sehen. Zuerst die Glashäuser, wo der Mann mit seinem Gehilfen arbeitet. Auch er stark gealtert, aber augenscheinlich ein fleißiger, zufriedener Mensch, von keinem Laster mehr geknechtet. Wie wir ins Haus treten, hör' ich vielstimmiges Sprechen, dazwischen Kinderlachen, und sehe in der Wohnstube einen langen Tisch voll Menschen.

„Frau Angermann, Sie haben ja noch eben solch' ein Gewimmel um sich, wie früher!“

„Ja, ja,“ nickt sie grimmig. „damals waren's die Kinder allein, jetzt sind es Kinder und Enkel. Zur Ruhe kommt man doch nie im Leben.“

Nun muß ich hinein, muß viele Hände schütteln und viele Fragen tun. Vier Angermannsöhne steh'n im Felde, und der Jüngste hat sich eben freiwillig gemeldet. Die Mutter zeigt mir ihre Einzelbilder: Jeder ragt schlank, wie ein junger Kiefernstamm, und blickt aus klaren Augen. Die Töchter sind alle verheiratet und haben sich, während ihre Männer draußen stehn, wieder in die Nähe der Eltern gezogen; auch zwei Schwiegerstöchter wohnen am gleichen Ort.

„Sie sind wie die Wespen,“ sagt Frau Angermann, ohne eine Miene zu verziehn. „Nicht wehren kann man sich; immer, wenn's was zu naschen gibt, kommen sie geflogen! Manchmal hab' ich bloß eine geschmälzte Suppe, aber dann

behaupten sie doch: bei der Großmutter schmeckt's immer am besten!“

Im Fortgehen begleitet mich Frau Angermann noch ein Stückchen. Auf dem geraden Mittelwege vom Hause zur Eingangstür schreiten wir zwischen Rabatten, die in verschwenderischer, duftender Fülle blühen. Von einem nahestehenden Apfelbaum hängen die Äste voll leuchtender Früchte so schwer herab, daß ich mich bücken muß. Frau Angermann sammelt Blumen und Obst für mich zur Abschiedsgabe in ein Körbchen und erzählt nebenher ein wenig vom Garten, vom Geschäft, von Plänen zur Vergrößerung der Anlagen. Mir ist das Herz übergewollt, und ich denke immer nur: darfst du's wagen? Darfst du vor dieser Verschwiegenen, Stolgen an die Vergangenheit tasten und ein Wort glückwünschender Teilnahme sagen?

Nun stehen wir miteinander auf der stillen Straße, und da geschieht es, daß Frau Angermann plötzlich nach meiner Hand faßt. Ihre eig'ne, die so spröde und rauhe ist, fühle ich zittern, und spröde von ungewohnter, ungewollter Feierlichkeit bebend, klingt auch die Stimme, mit der sie sagt:

„Meine Söhne gehören alle zum blauen Kreuz. Keiner bringt einen Tropfen Alkohol über die Lippen. Sie sagen, sie hätten beim Vater gesehen, was für ein Unheil der Alkohol anrichten kann; davor wollten sie sich in acht nehmen. Alle sind gesund. Gesund und gut.“

„O, Frau Angermann!“

Nun ist der Bann gelöst, und meine große Mißfreude kann überströmen.

„Frau Angermann,“ sag' ich endlich, „man muß aber auch Ihren Mann bewundern! Nicht Viele hätten diese Kraft beisehen!“

Da macht sie plötzlich ihr aller-grimmigstes Gesicht und erklärt kurz und bündig: „Ich lasse mich doch noch von ihm scheiden.“

Nie hab' ich bis dahin Frau Angermann ein Gefühl aussprechen, und nie hab' ich sie einen

Scherz machen hören. Beides ist mir ganz überraschend gekommen, aber ich begreife wohl, daß der Scherz den Gefühlsausdruck verwischen soll, und erlaube mir ein freimütiges Lachen.

„Nein, nein, wirklich,“ sagt sie böse.

„Aber, Frau Angermann, weshalb denn? Jetzt, wo Ihr Mann längst wieder so fleißig und ordentlich arbeitet?“ —

„Fleißig und ordentlich arbeiten tut er, und sein Versprechen hat er gehalten, dagegen läßt sich nichts sagen. Aber jeden Sonntag Nachmittag geht er ins Kino! Ich kann das Kino nicht leiden.“ —

„Da machen Sie doch lieber einen schönen Spaziergang, beide zusammen!“ —

„Nein, ich habe keine Zeit, und da geht er immer mit einer Anderen zusammen. Mit der Frau vom Drogenhändler drüben. Sie steht gerade vor der Tür.“

Ich wage einen verstohlenen Blick hinüber, und die Sache scheint mir gänzlich ungefährlich.

„Frau Angermann — Sie werden doch Ihrem Manne nichts Schlimmes zutrauen?“

„Was Schlimmes — nein, das hätten meine Söhne auch nie geduldet. Die stehen alle wie ein Mann zu ihrer Mutter. Aber die Frau — daß er immer mit der zusammen im Kino sitzt, ärgert mich doch zu sehr.“

Und noch wie Frau Angermann sich entfernt, murret sie vor sich hin: „Wenn er damit nicht aufhören will, laß' ich mich wirklich scheiden.“

Ich beobachte, wie der Mann ihr auf dem Gartenwege entgegenkommt, wie er mit ihr stehen bleibt, um irgend eine Blumenpracht zu betrachten, und gewinne den Eindruck, daß es am Ende doch nicht zur Scheidung kommen werde. — Ein Denkmal möchte ich diesen schlichten Lebenshelden setzen. Aber sie haben es sich schon unbewußt selbst errichtet durch alles, was unter ihren Händen wächst und gedeiht und sie überdauern wird.

Traum und Tat

Bemerkungen zur neuen Dichtung

Von Erich Words

Als um 1800 in deutschen Landen die Romantik zu blühen begann, galt es vor allem gegenüber der Aufklärung die Wiedergeburt des Herzens. Ihre Dichter aber blieben wesentlich im Genuß passiv hingegeben dem neu entdeckten

Ich voll tiefer Wunder. Wenn auch der Besten Sehnsucht nach einer Harmonie von Traum und Leben ging, sie erhoben sich doch nie recht über ein Erlauschen wunderbarer Seelenregungen, sie in ihren von uns noch immer geliebten

Briefen, Versen, Aphorismen und Märchen spiegeln. Es gebar ihr Traum, ihr Erschauen der blauen Blume, nicht die leuchtende Tat des Geistes, der die Welt formt aus diesem Traum. Ihre ganze Haltung war mehr weiblich als männlich, mehr orientalisches als europäisches. So gerieten sie fast ganz in Vergessenheit, als nach 1870 auch in deutschen Ländern Traum und Stille versank in dem geheizten Tun des Maschinenzeitalters. Wären es Taten des Menschen gewesen! Aber Taten geschahen jetzt, abgelöst vom Menschen, nicht verwurzelt in Seele und Traum. Zum Sklaven der Maschinen ward der Mensch, zum Sklaven rasenden Geschehens. Nicht er gebar aus sich heraus das Tun, das Tun stand selbstherrlich da in eitler Macht und versklavte seine Seele.

Da erwachte um 1900 von neuem deutsche Romantik. Überdrüssig des Materialismus begann man sich wieder zu sehnen nach Erlebnissen innerer Wunder. Da man sich mit der kalten Wirklichkeit nicht begnügen wollte, ward alle Wirklichkeit zum Symbol. Geheimnisvoll dunkel klingende Töne brachen an. Maeterlincks Symbolismus wies vielen den Weg. Sogar ein Dichter wie Gerhart Hauptmann, der eben noch krassestem Naturalismus gebuldigt, taucht unter in die Märchenwelt des Rautendeichs und Nickelmanns. Die Wiener Neuromantik wird um Hugo von Hofmannsthal ganz aus einem weichen Hingegebenheit an leise innere Erlebnisse. Während sie so ganz noch Impressionismus ist, bloßes Abblauschen zarter Gefühle, berauschende

Verkörperung findend in Hofmannsthals Tor, wuchs inzwischen aus dem Schrei nach einer aus der Not der Zeit befreienden menschlichen Tat der Expressionismus, der schöpferisch ist, nicht passiv erlebend. Freilich wurde er in den Händen einer ekstatisch sich gebärdenden Gemeinde immer mehr zum bloßen Schrei voller Formexperimente, dem inneres Verbundenheit fehlt an die ewigen Stimmen des Alls und der Stille. Dies Versinken ins All nun ist wieder einer neuen literarischen Bewegung eigen, der doch auch der tätige Geist des Expressionismus nicht fehlt — einer Neuromantik, die über die Wiener Romantik hinausweist, da sie nicht stehen bleibt beim Versinken, sondern aus ihm ihr empor-schwillt jauchzender Tatwillen. Der Mittelpunkt dieser Berliner Neuromantik ist die Zweimonatschrift „Romantik“ (Herausgeber Dr. Kurt Bock und Erich Wobbe; Verlag: Wir Verlag, Berlin). Zu ihr gehören u. a. W. Bonfels, H. Frank, C. Hauptmann †, K. Heyncke, H. Kajak, G. Sack †, J. Schlaf.

Ihr wird das Erleben zum Wirken. Aus bloßem passiv-schwelgerischem Genuß der Wunder des Ichs und der Welt erhebt sie sich zu einer ethischen Kraft, die auch der alten Romantik mangelt. Schöpferischer Geist formt die Welt nach dem Bilde der blauen Blume zu reiner Menschlichkeit und wahrer Schönheit. Nicht seelenlose Tat ist dieser Neuromantik eigen, nicht tatloser Traum. In tiefster Einigung von Traum und Tat erfüllt sie eine Sehnsucht der alten Romantik.

Alte krumme Gassen

Von Karl Demmel

Sie sind wie ein liebes verstaubtes Großmuttermärchen; wunschlos dämmern sie in ihrer Abgeschlossenheit dahin. Grau in Grau haben sie sich eingesponnen, nicken verschlafen.

In den trocken-morschen Balken webt ein süßer Liebestraum aus Wiedermeiertagen.

Das ist nun alles vergessen!

Es kamen andere geschäftige Menschlein in die Gassen, die so eng sind, daß man fast die Hände einander reichen kann.

Manchmal ein enger Hof mit Gerümpel vollgestopft, Regentonnen und Schmutzkästen. Und vieredig da oben drüber ein Stück Himmel, herrlicher, freier Gotteshimmel. Blüht irgendwo verschüchtert ein Veraniumstock vor einem wackligen Hoffensterchen.

Und die Treppenstufen in den alten Häusern sind alle so verdrängt und ausgetreten von den Schritten der Jahrhunderterte.

Nirgends ausjubelnde Fröhlichkeit; es ist immer, als ginge die liebe, alte Zeit durch die niedrigen Zimmer, halte den Finger vor den Mund: „Seid ganz still, ihr lauten Menschen, laßt mich schlafen...“

Wanderer aus fremden Städten gehen sinnend vorbei an den alten Türen, manche fragen eine Dichtersehnsucht im Herzen dabei und denken sich in das Gassengewirr irgendeine Mondscheineliebhaft hinein. Ein versticktes Spinnett weint und eine Bänderlaute schluchzt. Und irgend ein Blondmädchenkopf muß den Frühlingsjubiläum in Herz und Händen tragen, bis sich eines Tages

jo ein wandernder Geiger oder ein sehnsüchtiger Königssohn aus der Winkelschönheit eine Prinzessin macht...

Stein auf Stein zerfällt in den alten Gassen in sich selbst — es werden Jahre gehen, dann wird irgend so ein junger Baumeister voll wilder

Pläne im Kopf die alten Häuser abbrechen lassen, um dorthin den schönsten Sonnenschein frei um neue Gebäude fließen zu lassen. Er weiß es ganz bestimmt nicht, daß so schön wie damals die Sonne nie wieder goldverbränt in die dumpfen Winkel kriecht...

Wir treiben zwischen Tod und Leben
wie weiße Segel vor dem Wind,
und unsren jähen Fahrten sind
unrückbar Ziel und Wege schon gegeben.
Glück ist allein und lichter Segen,
zu glauben, daß wir Führer sind,
und dann am Ende wie ein Kind
uns still in Tieferes zu legen.

Doch göttlich ist, mit troggen Armen
zu greifen in das Steuerrad,
und wenn wir müd gekämpft und matt,
zu gehn, verschmähend das Erbarmen.

Herbert Sackel

Die Kant-Gesellschaft

Von Maximilian Abich

Gelegentlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages Immanuel Kants, in dem Ostpreußen Deutschland seinen größten Philosophen geschenkt hat, wurde die Kant-Gesellschaft von Professor Dr. Hans Vaihinger-Halle begründet. Bedeutet diese Begründung daher auch eine Huldigung an die Manen Kants, so hat die Kant-Gesellschaft ihrem Programm gemäß doch nie ihre Mitglieder dogmatisch auf seine Philosophie vereidigt; sie hat stets den Namen des großen Königsbergers nur als Symbol betrachtet, unter dem sie nicht „Philosophie“, sondern — Kants eigener Tendenz gemäß — „philosophieren“ lehren will. Dafür bürgen schon die Namen ihrer Mitarbeiter, unter denen sich die bedeutendsten Vertreter aller wichtigen philosophischen Standpunkte befinden.

Diese großzügige Auffassung ihrer Aufgaben hat sich besonders in den letzten Jahren durchaus bewährt. Es ist schon oft betont worden, daß wir in einer philosophischen Zeit leben. In allen Zweigen der Wissenschaft und der Kultur überhaupt regt sich immer mehr das Streben, zu einer philosophischen Fundierung zu gelangen. Dieses Streben entspricht durchaus dem Geiste Kants, dessen Ziel und Lebensaufgabe ja die Beantwortung der Frage war: „Wie ist Wissen-

schaft überhaupt möglich?“ Aber über diese wissenschaftstheoretische Frage hinaus erwächst das Sehnen danach, zu einer großen geschlossenen Auffassung des Wirklichen, zu einer Weltanschauung zu gelangen. Mystische Erscheinungen wie Okkultismus und Theosophie zeigen, wohin diese an sich durchaus berechnete Sehnsucht führen kann, wenn sie sich nicht durch wissenschaftliche Methodik, durch philosophische Orientierung, sondern durch haltlose Schwärmerei leiten läßt. Dieser gegenüber ist es Aufgabe der Philosophie, ihre warnende Stimme zu erheben, wie dies auch schon Kant getan hat; aber noch mehr: die Philosophie muß nun ihrerseits die Führerschaft auf diesem Wege übernehmen. Als Sammelpunkt für alle diese Interessen dient die Kant-Gesellschaft, mit welchem Erfolge, zeigt das Anschwellen ihrer Mitgliederzahl von 770 im Jahre 1914 auf fast 3000 am Ende des Jahres 1920.

Ihren Zweck sucht die Kant-Gesellschaft durch ihre zahlreichen wertvollen Veröffentlichungen zu verwirklichen. Diese bestehen in:

1. den „Kant-Studien“, einer philosophischen Zeitschrift von jährlich vier Heften im Umfang von etwa 30 Bogen = 500 Seiten, in der außer Abhandlungen zahlreiche Besprechun-

gen, Selbstanzeigen sowie die Mitteilungen der Gesellschaft erscheinen;

2. den „Ergänzungsheften“ der „Kant-Studien“, die jedesmal eine größere geschlossene Abhandlung enthalten, gewöhnlich 3–4 Hefte jährlich;

3. der Veranstaltung von „Philosophischen Vorträgen“ in Berlin und den Orten, in denen Ortsgruppen bestehen (seit Oktober 1920 auch in Königsberg in Ostpreußen), von denen ebenfalls jährlich 3–4 gedruckt werden;

4. den Neudrucken seltener philosophischer Werke des 18. und 19. Jahrhunderts (jährlich etwa 1 Band).

Alle diese Veröffentlichungen gehen den Mitgliedern der Kant-Gesellschaft (Jahresbeitrag mindestens 20 Mk.) kostenlos zu. Über den Besuch der Vorträge treffen die Ortsgruppen

selbständig Bestimmungen; in diesen Ortsgruppen werden auch Mitglieder aufgenommen, die auf die Zuwendung der Veröffentlichungen verzichten und nur die Vorträge besuchen wollen. Auskunft hierüber (Ort, Zeit und Beitragshöhe) erteilen die Vorstände der Ortsgruppen, für Königsberg Dr. Karl Schmitt, Königsberg i. Pr., Oberteichufer 16.

Das Geschäftsjahr der Kant-Gesellschaft ist das Kalenderjahr; der Eintritt kann aber jederzeit erfolgen. Die bis dahin erschienenen Publikationen des betreffenden Jahrganges werden den Neueintretenden nachgeliefert. Beitritts-erklärungen sind an den stellvertretenden Geschäftsführer, Professor Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Tapanenstr. 48, zu richten.

Möge die Kant-Gesellschaft mit weiterem Anwachsen ihrer Mitgliederzahl den Kreis ihrer Aufgaben immer mehr erweitern können!

Moriz, Graf v. Strachwitz

(Zu des Dichters 100. Geburtstag am 13. März 1922.)

Von Hans Gäßgen

Einen Vorläufer Liliencrons hat man Strachwitz genannt; manche seiner Dichtungen, etwa „Das Herz von Douglas“, lesen sich fürwahr, als seien sie der Feder des großen, norddeutschen Lyrikers entfloßen. Beiden ist ein ungemainer Schwung, ein frisch zupackendes Wesen eigen, das in ihren Dichtungen beredten Ausdruck gefunden hat. Wie sich etwa Strachwitz für das Duell einsetzt, diese Verse atmen eine unerfrocken zupackende Begabung. Am Schlusse heißt es da:

Wer je der Klinge fest und traut
ins zornig blaue Aug' geschaut:
der nimmt den Streich und rächt ihn gleich,
und gält es Erd' und Himmelreich;
für scharfes Wort den scharfen Stahl,
und gält es Fluch und Höllenqual.

Der Stolz des Edelmannes, der gewohnt ist, ohne Rücksichtnahme auf den und jenen, geradeaus zu schreiten, bricht hier, wie in den meisten seiner Dichtungen, durch. „Jeder Mann zu seiner Fahne, meine Fahne sei die Jugend!“ ruft er einmal aus, er, in dem sich schäumende Jugendlust mit hellem Verständnis für die Probleme der Zeit einten.

Als er zwanzig Jahre alt war, erschien seine Gedichtsammlung „Lieder eines Erwachenden“;

seinen Ruhm aber begründeten die 1847 gedruckten „Neuen Gedichte“, die der mit 25 Jahren sterbende Dichter noch erscheinen sehen durfte.

In Peterwitz bei Frankenstein in Schlesien ward Moriz, Graf von Strachwitz geboren. In Breslau und Berlin studierte er Jurisprudenz, um als Referendar beim Kreisgericht in Grottkau zu wirken. In Berlin war er ein eifriges Mitglied des „Tunnel über der Spree“, der Sonntagsgesellschaft, der sich später Fontane und Heyse zuzählten. Reisen nach Schweden und Norwegen unterbrachen dann sein Leben als österreichischer Kammerherr auf seinem Gute Scheibetau in Mähren. Auf der Rückreise von Italien erlitt der Fünfundzwanzigjährigen am 11. Dezember des Jahres 1847 zu Wien der Tod.

In Strachwitz, der formal nicht unbeeinflusst von Platen scheint, ist eine starke Hoffnung der deutschen Dichtung frühzeitig ins Grab gesunken. Als Sänger des früher in Konzertsälen oft gesungenen Liedes „Wie gerne dir zu Füßen“ ist er populär geworden. Bleibendes aber findet sich besonders unter den „Neuen Gedichten“, in denen der ungefüme, aufrechte Charakter dieses Lyrikers seinen gekreuztesten Niederschlag gefunden hat.

Rundschau

Zur Insel-Ausgabe von Hoffmanns Brambilla

Von Richard von Schaukal

Der Anflug der sogenannten „Bibliophilen“-Ausgaben hat erschrecklichen Umfang gewonnen. Der jegliche Laune, Schwindel und Ohnmacht begünstigende modische „Expressionismus“ stürzt sich mit wahrhaft satanischer Wollust auf die wehrlosen Meisterwerke der Nationalliteratur und schändet sie unter dem Vorwande, sie zu schmücken, auf das Grausamste. Eines seiner gemeinlichsten Opfer ist E. T. A. Hoffmann, dessen lange Jahrzehnte von der zünftigsten Literaturgeschichte schöne verkaufte Kunst seit einigen Jahren zum innigen Schmerz seiner beruflichen Liebhaber dem Snobismus ausgeliefert ist. Es vergeht fast kein Monat, der nicht irgend eine Hoffmann angehängte Sudelerei zettelte.

Aber auch erfreulichste Ergebnisse der gesteigerten Beschäftigung mit dem Dichter des „Goldnen Topf“ sind zu verzeichnen. In erster Reihe ist immer wieder Hans von Mäüller hingebungsvoller Bemühung um den „wundervollen Kapellmeister“ zu gedenken: zwanzig Jahre unermüdlicher Forschung haben uns mit nicht genug zu rühmenden Arbeiten beschenkt. In Hans von Mäüller eint sich der peinlichste, sauberste, wahrhaftigste Gelehrte dem geistreichsten und fesselndsten Darsteller, der behutksamste Archivar und gewissenhafteste Herausgeber dem künstlerisch feinen Gegenstand erfassenden Urteiler. Seine in zahlreichen Abhandlungen niedergelegten Feststellungen haben die Lebensgeschichte des merkwürdigsten aller Gerichtsräte in entscheidenden Abschnitten geklärt, die auf das Umfassendste und Eingehendste erläuterten Ausgaben der Briefe und der Tagebücher Hoffmanns (bei Gebrüder Paetel, Berlin) sind grundlegende Veröffentlichungen des zur Erkenntnis des Dichters wichtigsten menschlichen Stoffes, die Sonderausgaben der „Märchen der Serapionsbrüder“^{*)}, des „Meister Floh“, des „Sanktus“, der „Brautwahl“, der „Lebenserinnerungen des Kater Murr“ vortreffliche Gestaltungen des verwahrlosten Textes, seine Erneuerung der „Biographie des Kapellmeisters Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“ („Das Kreislerbuch“) ist eine diese bedeutendste Schöpfung des „reisenden Enthusiasten“ zu atmendem Leben erweckende literarische Tat, und die „Berlinischen Erzählungen“, die in einem prächtigen, mit erlebnissem Bilderwerk ausgestatteten Bande 1921 erschienen sind^{**)}, zeigen in originell gegliedertem Aufbau den Zusammenhang von Hoffmanns Berlin mit einem wesentlichen Teil seines unerschöpflichen Werkes. Sodann ist Georg Ellingers musterhafte Ausgabe der Werke

(in fünfzehn Teilen auf Grund der Hempelschen neu herausgegeben, Berlin, Bong & Co.) zu rühmen, die Grisebachs dankenswerte Unternehmung (sämtliche Werke in fünfzehn Bänden, Leipzig, Max Hesses Verlag, 1900) an Vollständigkeit und Textgenauigkeit überholt hat und heute, solange die auf zwölf Bände berechnete historisch-kritische Monumentalausgabe Carl Georg von Maaßens (Georg Müller, München; seither im Propylaen-Verlag, Berlin) nicht vollendet ist, als die maßgebende dassteht; so wie Ellingers tüchtiger Arbeit „E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke“ (Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1894) der Ruhm gebührt, Hoffmanns Lebensgeschichte erst auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt zu haben. (Ein neuer Versuch: „E. T. A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers dargestellt von Walther Harich“ [2 Bände. Verlag bei Erich Reiß, Berlin] benützt zwar mit Fleiß und Genauigkeit die von jenen trefflichen Forschern und Sammlern erarbeiteten Einzelheiten, ist uns aber ihre schöpferische Zusammenfassung zu einem anschaulichen Bilde trotz weitläufiger Besprechung der Werke ebenso schuldig geblieben, wie Harichs wortreiche Verkündigung des Künstlers hinter dessen gelegentlicher Charakteristik durch wohlverwandte Geister — Ricardo Such, Franz Blei, Paul Hensel u. a. — zurücksteht.)

Während die im Eingang angeprangerten „bibliophilen“ Machwerke ihrem Unernt gemäß dem Texte — den ich selbst in meiner Ausgabe der „Märchen“ (I. Band 1920 im Wegweiser-Verlag, Berlin) aus Hoffmanns Schreibweise gegenüber der Willkür seiner Seher herzustellen versucht habe — keine über ihren nächsten Marktzweck hinausgehende Sorgfalt widmen, hat der Insel-Verlag in einer wort- und satzgetreuen Wiedergabe des ersten Druckes (1821, Verlag von Josef May in Breslau) der „Prinzessin Brambilla“^{*)} eine ebenso schöne wie sorgfältige Leistung vollbracht^{**)}.

^{*)} Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot von E. T. A. Hoffmann. Mit 8 Kupfern nach Callotschen Originalblättern 19 (zweite Auflage 1920).

^{**)} Esagfehler sind nach dem Fehlerverzeichnis des ersten Druckes verbessert. Aber das Fehlerverzeichnis der ersten Ausgabe, eines unter den vielen nachlässigen Erstdrucken Hoffmannscher Schriften besonders verwahrlosten Seherwerkes, ist nichts weniger als vollständig; ich trage folgende auffallende Fehler nach: S. 34 erste Zeile v. u. „willkürlich“ statt „unwillkürlich“, S. 41 3. 2 v. o. „mit einer roten“ statt „seht“, S. 47 3. 4 v. o. „in“ statt „im“, S. 48 3. 11 v. u. „zu vielen“ statt „vielen“, S. 80 3. 10 v. o. „Konfektischachtelchen“ statt „Konfektischachtelchen“, S. 93 3. 10 v. u. „Phantastie“ statt „Fantasie“, S. 136 3. 8 v. o. „für den affrischen“ statt „für den (sehl)“, S. 137 3. 10 v. o. „Chapperi“ statt „Chiapperi“, S. 138 3. 9 „konfuser“ statt „konfuser“, S. 151 3. 5 v. o. und „dischen“ [so fies Hoffmann], S. 157 3. 10 v. o. „Wimwarr“ statt „Wimwarr“, S. 173 3. 9 „des Alceon“ — „Cenu!“ statt „des Alceon!“ — „Cenu!“ — Ciglio (das „Cenu!“ gehört zum folgenden Satz, nicht zum Satz des Ciglio), S. 174 3. 8 v. u. „gestürzt“ statt „gestürzt“ (Hoffmann schreibt im p. p. p. nie „st“), S. 175 3. 5 v. o. „Ciglio ließ sich plötzlich, besänftigt,“ statt „Ciglio ließ sich, plötzlich besänftigt,“ S. 177 3. 3 v. o. „Erde“ statt „See“, S. 181 3. 8 „Zaubern“ statt „Zaubern“, S. 181 3. 4 v. u. „Scherbartei“ statt (wie Hoffmann schreibt) und wie es auch S. 91 3. 8 v. o. richtig

^{*)} 1921 ist der Julius Bard in Berlin die zweite verbesserte Auflage des köstlichen Wäldeins erschienen.

^{**)} Georg Müller Verlag München.

Die „Prinzessin Brambilla“ (1820) ist dem „Klein Jaches“ (1818) gefolgt und geht der „Königsbraut“ (1821) und dem „Meister Floh“ (1821/22) voraus. 1818 hatte Hoffmann seine seit 1813 in Taschenbüchern und Almanachen zerstreuten Erzählungen für die „Serapiensbrüder“ (1819/21) zu sammeln begonnen, fast gleichzeitig sein erstes Buch, die „Fantasiestücke“ (1813/15) — darin der „Goldene Topf“ (1813/14) strahlt — für die zweite Auflage (1819) wieder aufgenommen. Und 1819 hatte er auch sein gewaltigstes und persönlichstes Werk, die „Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler“ begonnen. In zehn Jahre drängt sich ja — abgesehen von der genialen Erstlingschöpfung des nach langer musikalischer Absehwelung wiedererwachenden Schriftstellers „Ritter Glück“ (1808) — die dichterische Tätigkeit des buchstäblich in Flammen sich Verzehrenden zusammen. Die „Brambilla“, die ihre Anregung den von Hoffmann bewunderten Calot'schen Darstellungen der *commedia dell' arte*, den *Balli di sfessania*, dankt — der „Serapiensbrüder“ Koseff hatte ihm die Blätter zum 44. Geburtsjahr, dem 24. Januar 1820, geschenkt — ist nicht nach Herrn Jedermanns Geschmack: lebt sich doch darin die „kurrierte“ Künstlerlaune des *cidevant* Kapellmeisters, seitherigen Kammergerichtsrates auf das Tollste aus. Das seltsame Werk ist nur Mitgliedern der „unsichtbaren Kirche“ im Tiefsten zugänglich, den frei überm Dunstkreis der Tatsächlichkeit atmenden Geistern melancholisch-humoristischer Weltüberwindung, den „Phantasten“ aus Wilhelm Raabes einsamer Seelengegend. Schon Freund Jhig-Jhig, der ebenso beflissene wie ahnungslose Verwalter des Hoffmannschen Nachlasses, ist ein bezeichnender Zeuge von der Wirkung des geistprägenden Capriccios auf den „normalen“ Kopf. Er tadelt mit der Ueberlegenheit eines von den graufigen Seligkeiten des Künstlerturns unanfechtbaren Bieder- und Fachmannes das „Nebeln und Schwebeln“ an diesem freilich für landläufige Kunstbegriffe maßlosen und dennoch in sicherer Maße schwebenden Produkt, wie er ja auch den „zusammengewürfelten“ „Meister Floh“ ablehnte und sicherlich die magische Tiefe der für seine Kinder geschriebenen unsferlichen Märchen nicht erblickt hat. (Es sei beiläufig daran erinnert, daß in einem der liebenswürdigsten deutschen Bücher, v. Volkmann-Leanders „Träumereien an französischen Kaminen“ die Schätze dieser Märchentiefe dem Tageslichte näher gehoben sind. Wer als Kind Leanders „unsichtbares Königreich“ selig-schauend erlebt hat, kann kein gemeiner Mensch werden. . .)

heißt „Fieberbarrett“, S. 185 3. 5 v. u. „meinen“ statt „meine“ und „vollwüchsig“ statt „vollwüchsig“ (Hoffmann setzt stets nach Fürwörtern die starke Flexion), S. 188 3. 11 „phantastischen“ statt „fantastischen“, S. 190 3. 10 v. u. „der Flur“ statt (wie Hoffmann sonst richtig schreibt) „des Flurs“, S. 201 3. 10 v. u. S. 202 3. 8 v. u. „Cotus“ statt (wie sonst richtig) „Cotös“, S. 205 3. 4 „und Blum“ geboren“ statt „und Blum“ geboren“, S. 210 3. 11 „Freund, Aufsammler“ statt „Freund Aufsammler“, S. 214 3. 9 v. u. „und“, statt „und“, S. 252 3. 9 v. u. „hohleseliges“ statt (wie Hoffmann schreibt) „hohdeseliges“, S. 291 3. 1 v. u. „Zimbeln“ statt „Cymbeln“, S. 295 3. 3 v. u. „nur“ statt „nun“, S. 298 3. 3 v. u. „unwillkürlich“ statt unwillkürlich“, S. 300 3. 3 v. u. „armeligen“ statt „armeligen“, S. 310 3. 5 v. u. „großem Zaubern“ statt „großen Zaubern“.

Aber auch jene augenschließenden Affekten, die alsbald Gautier und Baudelaire beschwören, sind nicht befügt, dem Capriccio von der Prinzessin Brambilla und dem assyrischen Prinzen Chiaperi ihr snobistisches Placet zu erteilen: man muß um einige Seelengrade näher mit dem Schöpfer des Kapellmeisters Kreisler vertraut, man muß ihm einermäßen gleich sein an Stolz und Ekel, Sehnsucht und Ironie, Glauben und Liebe, Schmerz und Glanz, um dieser zugleich deutlichsten und dennoch allen Nationen zugänglichen Dichtung aus innerstem Herzen gerecht werden zu können. Der literarische Gaukler aber ist kein Geisterbeschwörer. (Seine, der Anführer einer Legion ohnmächtiger Nachahmer arischer Seelenkraft, hat mit tonangebender feuilletonistischer Platttheit diesen unzuständigen Bewunderern das inhaltslose Urteil vorgeprochen.) Die Brambilla steht an Erfindungskraft wie an Meisterschaft der Ausführung hinter dem unvergleichlichen „Goldnen Topf“ (1813/14) und dem „Klein Jaches“ (1819), wettkämpft aber an Tiefe mit jenem und ist als Bekenntnis der Welt- und Kunstanschauung des großen Dichters — Hoffmann ist einer unserer größten Dichter — das reichste, wenn auch nicht das reinste seiner Werke. Mit den zwei angeführten, den drei Kindermärchen der „Serapiensbrüder“ und dem ihr im Wesen nächst kommenden „Meister Floh“ (1822) gehört die „Brambilla“ zu dem unerwähllichen Märchenkranz, der sich um Hoffmanns Meisterleistung, die fragmentarische Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern (1820 und 1822), rankt. Ich meine noch die dem „Goldnen Topf“ und den trotz bezaubernden Episoden im Ganzen verunglückten „Abenteuern der Sylvesternacht“ (1815) einerseits, dem „Artushof“ (1815) anderseits verwandte „Brautwahl“ von 1819 diesen eigentlichen „Märchen“ zuzählen zu dürfen, obwohl sie den Übergang zu den zum größten Teil nicht minder phantastischen Novellen bildet. Wie alle Hoffmann eigentümlichen Schöpfungen — denn der mit seiner Schöpferkraft Wüstende hat auch schönsten Tafel hingefubelt, um Geld zu verdienen und seiner Beliebtheit nichts zu vergeben — ist die „Brambilla“ ein Märchen, das ist ein zwischen Leben und Traum schwebendes Zwitterding der Laune und der Ahnung. Und wie alle diese unerschöpflichen Märchen eines entschiedenen dichterischen oder wie man es damals nannte: romantischen Temperaments gilt sie dem Gegensatz zwischen Ahnung und Gegenwart, Traum und Wirklichkeit, höherem Sein und irdischer Erscheinung. Es ist die „höhere“ Wirklichkeit des Traumes, „den wir“ — wie Hoffmann eben in der „Brambilla“ sagt — „durch das ganze Leben fort träumen, der oft die drückende Last des Irdischen auf seine Schwingen nimmt, vor dem jeder bittere Schmerz, jede trostlose Klage gefäuschter Hoffnung verstummt, da er selbst, Strahl des Himmels in unserer Brust entglommen, mit der unendlichen Sehnsucht die Erfüllung verheißt“.

Diese Erfüllung läßt Hoffmann seine Helden dadurch im Leben selbst finden, daß sie, Anselmus

(Goldner Topf), wie Peregrinus Topf (Meister Floh) und Balthasar (Klein Zaches), Felix und Christlieb (Das fremde Kind) alsich Giallo und Giacinta (Brambilla), Marie (Ruschnacker und Mausekönig) und Edmund Lehen (Brautwahl) ihrer Seele Heimat und damit ihr wahres Selbst erkennen und sich, ihrer innern Berufung folgend, mit Bewußtsein herausstellen aus dem Alltäglichen. Es sind stets überirdische Gestalten, die als wohlwollende Lenker des Geschickes der Versuchenen mächtig eingreifen in ihren bis daher eintauchenden irren Lauf und sie, weise, „Magierin im Kampf mit „feindlichen Prinzipien“, nicht ohn“ fragenbaste Zwischenfälle emporheben zu sich selbst. (Karikiert wird dieses Streben nach dem Höheren in der „Königsbraut“ in der köstlichen Gestalt des weltfremden „Astrologen“ Dapful von Zabelshau, der die Verbindung mit der Sphäre der Nemahila erhofft, und gezeichnet wird die unwürdige Überhebung des mißglaublichen Verworfenen im „Klein Zaches“, dessen possenhaft-gutmütig ver-spottetes Gegenstück der Dilettant Amandus von Nebelfirn in der „Königsbraut“ bildet.) In der „Brambilla“ wird die Selbsterkenntnis des Liebespaars Giallo und Giacinta im Spiegel des am Humor zur wahrhaftigen Kunst gesunden Schauspielerturns geistreich abgemandelt.

Zwar haben wir mehr noch als im „Goldnen Topf“ in dem reichern, wenn auch mißsamern, manchmal geradezu genialen Werk die „durchgehaltene Ironie“ zu bewundern Gelegenheit, die Hoffmann selbst (im Brief vom 4. März 1814 an seinen ersten Verleger, den Bamberger Weinbändler Kunz) an jenem besond. ja es scheint stellenweise geradezu eine Verherrlichung der Selbstironie in Kreislers Sinn, der auch den Vorwurf, „bösliahe Dissonanz zu stiften aller konventionellen Verhältnisse, wie sie nun einmal bestehen“, lachend ausruft: „O wundervoller Kapellmeister, der solcher Dissonanzen mächtig!“, aber siegreich bleibt doch, wie es, ein spiegelndes Symbol im größten symbolischen Ganzen, das finninnia Märchen vom König Ophio und der Prinzessin Iris verkündet, der Humor, der „nichts gemein hat mit seinem ungeratenen Stiefbruder, dem Spott“, sondern — abermals nach unseres geliebten Kreislers Worten — „ins Leben eintritt wie ein geliebter König“. Und niemals sollte man bei Hoffmann, dem immer wieder argwöhnlich Mißverstandenen, außer Acht lassen, daß es die Sehnsucht und die Liebe sind, die den mühsamen aller durch dieses Jammerfall reisenden Enthusiasten im Tiefsten befeelen, jene innere Musik, die wie Prosper Alpanus (Klein Zaches) sagt „aus dem Lande voll göttlicher Wunder“ könt, der wahren Heimat des Dichters.

Alt-Königsberger Fayence-Fabriken

Von W. Grosse

Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist die Zeit der Gründungen von allerhand Manufakturen. Die nach merkantilistischen Ideen orientierte volkswirtschaftliche Anschauung jener Tage beugte das Streben der Fürsten und ihrer Regierungen, möglichst viel Ware im

Landes selbst zu erzeugen und möglichst viel Luxuswaren zu exportieren, um die Goldreserven des eigenen Landes oder Ländchens zu immer größerer Höhe anschwellen zu lassen. Nun waren keramische Erzeugnisse eine der beliebtesten Luxuswaren des Rokoko; auch es doch kaum ein Material, das in gleicher Weichheit und Elastizität so den fädelnden Capriccios jenes präziösen Stils zu folgen vermochte. So war es kein Zufall, wenn gerade dieser Zeit eine ganze Reihe von Porzellan- und Fayencefabriken ihr Dasein verdankt, ja, es gehörte in Mittel- und Westdeutschland für die Landesfürsten beinahe zum guten Ton, nach der Errichtung einer keramischen Fabrik, hauptsächlich einer „Porzellan-Fabrique“, mit allen verfügbaren Mitteln des Staatshaushalts zu streben. Ging auch um die Wende zum 19. Jahrhundert ein großer Teil der schlecht fundierten und oft nicht kaufmännisch geleiteten Unternehmungen ein, so haben sie doch zum Teil künstlerisch Hochstehendes geschaffen und Anregungen gegeben, auf denen eine wirtschaftlich glücklichere Zeit aufbauen konnte.

Auch in unserm Nordosten gab die Lust an der Anlage derartiger Manufakturen den Anlaß zur Gründung mehrerer Unternehmungen, von denen uns jedoch heute nur die beiden Königsberger beschäftigen sollen. Hier war der Boden nicht so günstig wie im Westen Deutschlands: die Bevölkerung war weit bedürfnisloser, Friedrich der Große war — auf Grund mancher Erfahrungen — in zunehmendem Alter immer vorsichtiger mit staatlichen Zuschüssen, und endlich machte sich die Konkurrenz Englands recht stark bemerkbar. Englische Kanfsahrer brachten eine Unmenge Geschirre aller Art ins Land hinein; noch heute können wir uns in den alten Familien unserer Hafensstädte davon überzeugen. Trotzdem waren es Männer, im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts keramische Unternehmungen in Königsberg zu gründen, von denen uns besonders der eine, Hofrat Ehrenreich auch seiner Persönlichkeit nach interessiert. Johann Eberhard Ludwig Ehrenreich ist der typische Unternehmer seiner Zeit: rafflos, aber auch ruhelos, ein „Projektmacher“, aber ein ehrlicher Mann, nach allen Fehlschlägen immer wieder obenauf, bis ihm endlich doch der ganze Erfolg zwischen den Händen zerfließt. Seine Schicksale mühen fast an wie die kranken Arabesken einer Rokoko-Volute. Geboren 1722 zu Frankfurt am Main, wurde er am Hofe von Hessen-Kassel erzogen und studierte später Chemie, Naturwissenschaften und Medizin. Nach mannigfachen Reisen tauchte er als königlicher Leibarzt am schwedischen Hofe auf. Unternehmungslustig wie er war, gründete er 1758 mit Hilfe mehrerer Kapitalisten zu Marienberg bei Stockholm eine Porzellanfabrik, die jedoch nur Fayence hervorbrachte, ähnlich wie das Erzeugnis der 31 Jahre vorher mit deutschen Arbeitern gegründeten Noerfrenker Fabrik. Aus unaufgeklärten Gründen — wahrscheinlich wird es verletzter Ehrgeiz gewesen sein — verließ er 1766 sein ganz gut florierendes Werk und gründete in dem damals ebenfalls zu Schweden gehörenden Stralsund ein neues

Unternehmen, das einen raschen Aufschwung nahm, — bis nach vier Jahren das Aufstiegen eines Pulverturms am Triebseer Tor dem ganzen Betriebe ein jähes Ende bereite. Ehrenreich mußte sich zahlungsunfähig erklären und ging nun nach Königsberg, wo ihn sein rasseloser Unternehmungsgeist zur Gründung einer drüsenkeramischen Fabrik antrieb. Diesmal sollte es aber keine Porzellanfabrik sein, sondern er wollte sich beschäftigen mit der Erzeugung von Fayencenware, die damals dem Porzellan bereits scharfen Wettbewerb machten. Im August 1775 erwartete er drei Gründe auf dem Vorderhofgarten, auf dem heutigen Julius Dumckeschen Fabrikgrundstück. Nach den Mitteilungen des sonst recht zuverlässigen blinden Königsberger Chronisten v. Backo schenkte ihm Friedrich der Große dazu 6000 preussische Taler. Betriebskapital wurde von privater Seite beschafft; ein Versuch, die Summe zu erhöhen auf Grund einer Subskriptionsliste für die „Fayence-Steingut- und Erdenwarenfabrik“ durch 100-Taleraktien, scheiterte, da nur 175 Aktien gezeichnet wurden. Trotz aller Schwierigkeiten kam die Fabrikation in Fluß, etwa 1785 erreichte sie ihren Höhepunkt.

Von den Erzeugnissen Ehrenreichs ist nicht mehr allzuviel erhalten; doch besteht durchaus die Möglichkeit, daß sich im Privatbesitz des Ostens noch manches Stück befindet, das aus jener Fabrik stammt, ohne daß der Besitzer eine Ahnung davon hat. In Königsberg befinden sich hauptsächlich Stücke im Kunstgewerbemuseum, sowie in den Privatsammlungen Teppich und Karl Wipprecht. Als Kennzeichen gilt die Marke HE (Hofrat Ehrenreich), auf den Hofratsstempel muß der sonst so großzügige Mann viel Wert gelegt haben!), daneben ist das Datum der Bemalung und der Buchstabe des Malers. Die erhaltenen Stücke stellen nichts Außergewöhnliches und Außerordentliches dar, aber sie verraten tüchtiges Können, guten Geschmack und können sich neben den besten Fayencen jener Zeit sehr wohl sehen lassen, allein sie stehen, wie Dr. Brindmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Töpferkunst in Deutschland schreibt, doch stark hinter dem zurück, was Ehrenreich in seinen jüngeren Jahren in Marienberg und Stralsund geschaffen hatte. Dreierlei Arten wurden fabriziert: Fayencen mit Zinnalatur, Steingut auf englische Art und irdene Ware. Die Fayencen hielten sich größtenteils im älteren Geschmack des Rokoko, in der Bemalung herrscht blau vor in guter, klarer Ausföhrung und mit sicherem Pinselstrich. Mit die besten der erhaltenen Fayencen sind die „zu Potpurri und Stubenornat dienlichen Vasen“ des Königsberger Museums, die zum Teil englischen Geschmack atmen. Steingut- und Erdenwaren waren reine Gebrauchsware, ähnlich den Bunzlauer Erzeugnissen, zum Teil wohl auch bestimmt für die Ausfuhr nach Polen. Ihre Marke ist ein K (Königsberg), das oft an einem Stück mehrfach vorkommt.

Trotz aller Bemühungen und trotz guter Ware hatte Ehrenreich dennoch dauernd mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen. Verschiedene Male

gelang es ihm, neues Betriebskapital aufzunehmen, bis endlich im Jahre 1788 der Zusammenbruch erfolgte. Auf gerichtliche Verfügung hin ließ die ostpreussische Regierung seine Waren versteigern, er selbst ist in Gumbinnen im Januar 1803 im 81. Lebensjahre gestorben. Wahrscheinlich hat er nach dem Bankrott sich wieder in seiner ärztlichen Tätigkeit versucht, wie er denn auch in Königsberg mehrfach nebenbei sich als Arzt und medizinischer Schriftsteller betätigt hatte.

Die Fabrik führte noch etwa 20 Jahre hindurch ein Scheindasein, zunächst unter dem Provinzial-Kontrollleur Buorn, dann unter den „Regozianten“ Kade und Tischler. Noch im Jahre 1804 wurden mit 24 Arbeitern Waren im Werte von 3450 Talern erzeugt. Verfeinerung der Holzpreise, Einfuhr von Magdeburger Fayencen und nicht zuletzt der Schmuggel mit englischen Tonwaren gaben in den ärmlichen Zeiten nach dem Kriege 1806/7 dem Unternehmen trotz manchen Schüßes durch Regierungsskripte den Rest.

Noch mehr zu beklagen ist das kurze Bestehen der zweiten keramischen Fabrik Königsbergs, der Fabrik der Gebrüder Collin. Hier waren im Kleinen wirklich künstlerische Kräfte am Werke, die wohl einen größeren und nachhaltigeren Erfolg verdient hätten. Die Besonderheit dieser Fabrik war Fayence und Steingut im englischen Geschmack, hauptsächlich in der Art Wedgwoods und die Erzeugung der schwarzen, sehr polierfähigen Basaltware. Paul Heinrich Collin (geboren zu Königsberg im Jahre 1748) war in jungen Jahren nach England gegangen, hatte dort Einblick in das Wesen der englischen Tonwarenerfindung gewonnen, und begründete — etwa zu gleicher Zeit wie Ehrenreich — zusammen mit seinem Bruder 1776 eine Fayence- und Steingutfabrik. Collin war Autodidakt, es scheint aber eine reiche künstlerische Begabung in ihm geschlummert zu haben, die an anderer und glänzender Stelle vielleicht Bedeutendes geleistet hätte. Nur wenige seiner Arbeiten sind erhalten, meist Medaillons mit Köpfen berühmter Zeitgenossen, die er nach dem Leben modelliert hat. Die Stücke des Kunstgewerbemuseums sind aus hartem Basaltton anaefertigt, die Zeichnung ist scharf und charakteristisch. Am meisten Beachtung erweckt wohl das Bildnis-Medaillon Kants, das nach dem Urteil der Zeitgenossen so ziemlich das ähnlichste aller Bildnisse des großen Philosophen darstellt. Es trägt auf der Rückseite die eingeritzte Inschrift: Mons. Eman. Kant Professeur a Königsberg né en l'année 1723 — pris de nature par Paul Henr. Collin en Juin 1780 Fabrique des freres Collin à Königsberg. Außer Kant modellierte Collin Medaillonköpfe von Oberbürgermeister v. Hoppel, Johann Georg Hamann, dem Magus des Nordens, vom Herzog und der Herzogin von Kurland u. a. m. Nach den Zeitungen seiner Jahre hat Collin auch „Potpurri-Vasen, Silhouettenrahmen, Augenbadewännchen, Tabakspfeifen, Schmandkannen“, kurz alles anaefertigt, was die Mode jener Zeit erheischte. Von allen diesen Sachen ist — soweit es bekannt ist — nur eine

einige, sehr geschmackvolle Vase erhalten aus gelbbrauner Masse mit gesprenkelter, hellbrauner Glasur. Auch sie trägt außer der Nummer die Bezeichnung freres Collin à Koenigsberg. Vielleicht finden sich noch in Privatsammlungen Stücke aus der Collinschen Fabrik, es wäre interessant, ein etwas umfassenberes Bild über die Schöpfungen dieser anscheinend mit guten künstlerischen Wirkungen arbeitenden Manufaktur zu erhalten.

Nicht lange vermochte Collin sein Unternehmen aufrecht zu erhalten. Die Konkurrenz der mit staatlichen Mitteln unterstützten Ehrenreichen Fabrik, vielleicht auch Mängel des Materials, das wohl doch nicht dem englischen völlig gleich kam, zwangen ihn, seine Werkstätten und Ofen im Jahre 1785 zu schließen. Er lebte noch einige Jahre als Wechselmakler in Königsberg und betätigte sich wohl auch noch ab und zu durch künstlerische Entwürfe. Geschätzt von seinen Mitbürgern starb er, erst 41 Jahre alt, im Jahre 1789 an einer Gallenkrankheit.

So scheiterten in verhältnismäßig kurzer Zeit beide Versuche, die keramische Industrie am Ausgang des 18. Jahrhunderts in Ostpreußen bodenständig zu machen. Kunstgewerbliche Spuren in weiterem Sinne haben beide Fabriken nicht hinterlassen, konnten es auch wohl nicht wegen der Kürze ihres Bestehens. Doch mag noch so manches gute Stück in den Sammlungen des Ostens vorhanden sein, das man irgend einer mittel- oder westdeutschen Fabrik zuschreibt, während es in Wirklichkeit am Pregelfstrand das Licht der Welt erblickt hat!

Ein Märchenabend bei der „Spielgemeinde“ des Bundes der Älteren Wandervögel (Kronachbund) Danzig

Von E. P. Hiesgen

In den weihenollen Räumen des Remfers der Johannischule sammelte sich Danzigs Jugend zu einer Abendandacht eigener Art. Sollt dieses Häuflein Menschen Danzigs ganze Jugend sein? — Mir scheint, es ist so in der Tat! — Schade! — Schade!

Im Remfergewölbe verlöschte das Licht. Zwei Kerzen flammten auf hohem Altan. Sammlung und Andacht huschten von Gesicht zu Gesicht. Dann beginnen Lauten und Geigen im Chor den Weg ins Wunderland. Die Gestalten des Chores, Jünglinge im weiten Wams mit freien Locken, frei die Brust und frei die Stirne: Wikinger und Lüßowgestalten. Gesichter voll von Trost und Mut, voll von so seltnem Stolz und heiliger Inbrunst für gerechte Dinge. Und mit ernstem Bescheiden und bescheidener Anmut die Mädchen, Edelfräulein, die anders geartet als die Mädchen der Straße.

Im Verklingen der Melodien steigt die Märchenkönigin (Fr. Elsa v. Bockelmann) die Stufen zum Altan empor und erzählt — erzählt —. Das Schönste, was ein Mensch erlebt, soll er in seinem Herzen tragen und nicht in der

losen Junge. — Zur Wiedergabe solcher Stunden ist keine Feder fein genug.

Hat jemand schon gehört, wie der Volksmund das Lied von den Königskindern singt, die einander so lieb haben? — Er mag es lauschen an Abenden, wenn die Spielgemeinde irgendwo am Mariensee oder sonstwo nach Reigen und Tanzspiel um die Trauerweiden am Ufer des Wassers lagert. — Die alles begeisterten, alles umfangenden Augen dieser Menschen, der Märchenkönigin vor allen, diese so selten gewordenen Menschen hat jeder lieb und ahmt ihnen nach, der einmal ihrem Pulschlag folgte. Jeder, der die Kraft und den Willen dieser Gemeinde empfand und die unbefleckliche Schlichtheit und Treuerzigkeit fühlte, die sich zu höchsten und heiligsten Zielen für des Volkes wahres Volkstum einsetzt, trägt Atemzüge Freude und Frohsinn in diese unheilswangere Zeit, die immer wieder aufs Neue unserm Volke nur Unheil statt Frohsinn und Gemeinssinn gebären will.

Es wuchsen die kurzen Stunden zu weiten Schwingen. Der Flug ging in das Land der Liebe und Treue, wo es für getreue Menschen noch wirkliche Wunder und Erfüllung alles Schönen und Heiligen gibt.

Heil dir, du junge Gemeinde in Danzig. Wahre und wehre dich! — Wir kämpfen den Kampf der Unsterblichkeit unseres Volkes mit dir Seite an Seite, dem gleichen Ziele aus gemeinsamer Not heraus bewußt. Es brauste das Bundeslied: „Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das Unfre weit und breit!“ zu einem Schwur geeint aus allen Kehlen.

Hei, wie das Lied von Maiheit und Freiheit brausend wogte und brandend schäumte, die Klippen und seichten Sandbänke dieses tragen und morastigen Zeistromes fortzuschwemmend und hinüberflutend in die Zukunft, die uns Jungen unverdunkelt golden leuchtet! —

Gast an, ihr alle, daß die Jugend wache und die Zukunft werde und stimmt ein: „Wenn wir schreiten Seite an Seite“ und die alten Lieder klingen, fühlen wir, es muß gelingen: Mit uns zieht die neue Zeit!

Mit uns zieht die neue Zeit!

Von einem, der reist

Von Arthur Silbergleit

Der Schlesier Walter Meckauer, als Verfasser eines schmalen Bändchens feinsinniger Lyrik („Der heimliche Sinn“, Konstanz 1917) bekannt, ist in der letzten Zeit wiederholt erfolgreich in der Welt der Bühne hervorgetreten. Er wurde zuletzt in seiner Vaterstadt Breslau und am Mecklenburgischen Landestheater in Schwerin gespielt; für die nächste Spielzeit interessieren sich Bühnen in Berlin, Wien und einigen westdeutschen Theaterplätzen für seine Werke. Unverkennbar reist hier der deutschen Bühne eine Begabung entgegen, die nicht nur den Kampf des Geistes mit der Materie gestaltet, sondern auch durch die Gestaltungskraft ihres Geistes über die Materie Sieger blieb. Sein letzthin

erschiedenes Legendenspiel „Der blonde Manfelf“ (Steffin 1920) legt von diesem Wesenszuge am augenfälligsten Zeugnis ab. Ein mystisch-phantastisches Drama, dessen Symbolik in eigenartig nervöser, expressionistischer Sprache an uns vorüberauscht. Die Zauber der Phantasie, der Mannessehnsucht nach Wirkung und der Liebe in vielerlei Gestalt wirken wie entseffelte Naturkräfte in elementarem Kampfe gegeneinander. Thema: der Sophismus der Leidenschaft, Vernichtung des Selbst durch die entäußernde Tat, Verneinung, die zur Schöpfung führt.

Im „Glückhaften Schiff“ (Steffin 1920), dem bisher am meisten aufgeführten Stück des Dichters, unternimmt Meckauer den Versuch, Langverschollenes, den berühmten, aber nie gelesenen und bisher unspielbaren „Horribilicribrifax“ seines Landmannes Gryphius, durch Kürzung, Umarbeitung und Neubildung wieder lesbar und bühnenfähig zu machen. Und es kann nicht geleugnet werden, daß die Stücke mit unverkennbarer Bühnenwirksamkeit den Geist einer bisher für tot gehaltenen Epoche unserer deutschen Literatur vor uns aufleben lassen.

Eng verbunden mit der psychoanalytischen Denk- und Bohrkraft seines Geistes und doch getrennt vom eigentlichen Weg des Dichters, ist der im vorigen Jahre erschienene „Genosse Fichte“ (Leipzig 1919), der als erste Komödie der Revolution bei seinem Erscheinen viel Aufsehen verursacht hat. Es ist geradezu unverständlich, daß dieses Stück, dem kein anderes in unserer Gegenwartsliteratur an Bühnenwirksamkeit gleichkommt, noch nicht zum ständigen Repertoirestück aller Bühnen geworden ist. Hier findet unsere Zeit den satirischen Spiegel, dessen sie so sehr bedarf!

Zuletzt sei noch ein kleines Bändchen erwähnt, dessen eigenartiger Titel „Beaeagnungen mit einem Faun“ (Leipzig 1920) schon die phantastisch-realistische Gestaltung Meckauerscher Werke verrät. Dieser Faun gewinnt nahezu eigene Gestalt, aber ist überall da — er naht in wechselnden Masken, und man ahnt ihn, ohne ihm ins Gesicht zu sehen. Das kleine, sehr reizvoll ausgestattete und hübsch abgedruckte Buch birgt einzelne spannende Geschichten von Walter Meckauer, die immer unterhaltend sein werden, rundet die einzelnen aber zu einer höheren Einheit durch Unterordnung unter ein und dasselbe Weltsgefühl und schreitet so über das nur Unterhaltende zu tieferen Werten. Namentlich „Dr. Heupels Erzählung“ hat famosen Wurf und läßt einmal einen guten grotesken Roman Meckauers erwarten.

Karl von Felners Märchendramen

Von Hans Frank

Es ist an dem unerhöpften deutschen Märchengut durch kitschige Dramatisierungen so grauenhaft gesündigt worden, daß die Vermeidung der zur Tradition gewordenen Fehler bereits ein Verdienst, das nicht gegen den guten Geschmack sündigen bereits eine Tat ist. Blickt man also bei den Märchendramen Karl von

Felners, die jetzt der Bühnenvolksbund in geschmackvollen Bändchen herausbringt, auf das Vergangene und Gegenwärtige, so kann man sie gar nicht genug rühmen. Felner ist zunächst einmal Diener. Er will nichts, als die Märchen verinnlichen, und dadurch den Kindern schaubar machen, was sie von der Mutter erzählen hören oder daheim lesen. So folgt er seinen Vorlagen, den alten unvergänglichen Wunderwerken deutscher Erzählkunst vom Bruder Lustig und vom Marienkind, vom Gevatter Tod und vom Froschkönig, vom Dornröschen und Schneewittchen und wie sie weiter heißen mögen, mit einer selbstlosen Treue, die nicht Schwäche, sondern Stärke, nicht Abhängigkeit, sondern Selbstständigkeit ist. Wo er hinzusetzt, da geschieht es so behutsam, daß man den Übergang vom Hingenommenen zum Hinzugefügten kaum merkt.

Aber täuschen wir uns nicht: mit dem Vermeiden von Fehlern ist es nicht getan. In der Kunst ist genug niemals genug. Erst wenn das Unerwartete, das Unnotwendige, das Wunder erblüht, hebt die wahrhafte Kunst an. Erst bei dem, was nicht mehr aus irrendem Erkennen und Willensvoraussetzung, sondern aus Urteilen des Schöpferischen aufsteigt, tun sich die Tiefen unseres Herzens auf. Wie steht es bei Felners Märchendramen mit den jenseits der angetrockneten Grenzen liegenden Schönheiten? Wie sind seine Stücke zu bewerten, wenn man nicht auf die Sünden seiner Vorgänger und seiner Mitbewerber blickt (von denen freilich keiner mit ihm im gleichen Atem genannt werden darf)? Wie weit sind sie dem letzten Endes unerreichbaren Ziel nahe gekommen?

Kein Zweifel, es gibt in seinen Märchendramen Stellen, wo plötzlich unerwartete Schönheit aufblüht. Wo die Gestalten einen Hintergrund bekommen, der Wald zu rauschen und zu raunen, die Tiere als Wesen lebendig zu werden beginnen, die Legende aufleuchtet. Aber ihrer sind zu wenig. Aus dem Bestreben heraus, nicht in die Goerner-Weise zu verfallen und durch Zutaten zu schaden, tut Karl v. Felner manchesmal zu wenig. Er läßt seiner Phantasie und — bedenklicher! — seiner Empfindung nicht freien Lauf. Er bleibt des öfteren zu hart. Das Hintergrundbild fehlt oder ist zu farblos. Die Worte sind nicht so mit Gefühl getränkt, daß sie ein Eigenleben besitzen. Sie bleiben an manchen, an zu vielen Stellen direkt nüchtern, alltäglich. Vor Einem muß Karl von Felner sich als vor der Sünde wider den Geist seiner Arbeit hüten: vor der Handwerkerlichkeit, vor dem Erarbeiten-Wollen. Nicht das Extensive, das Intensive gilt es zu erreichen. Er ist als Märchendramatiker allen, die dem gleichen Ziel zustreben, soweit voraus, daß es nicht genug zu beklagen wäre, wenn er nicht noch sehr viel weiter als bisher auf seinem Wege käme. Sich selber, den Kindern, dem deutschen Volke ins Herz schauen, das ist für sein Märchenbüchertum der Brunnens, der ihn nicht nur bei Kräften erhält, sondern diese wachsen läßt ins Ungeheure. Das Viele, das er — blickt man zurück — gegeben hat, ist ein zu wenig, blickt man voraus aufs ferne Ziel.

Von unseren Mitarbeitern

Aber das Wirken ostdeutscher Frauen ist in unserem Weihnachtsheft berichtet worden. Wir haben von dem schönen Erfolg von Elisabeth Gnade gehört, den ihr Volksstück „Die Falle“, ein Spiel aus dem einfachen Leben, gehabt hat. Wir entnehmen aus einer ausführlichen Kritik der „Weimarer Zeitung“ folgenden Auszug: „... Es war ein guter Gedanke von Elisabeth Gnade, im Rahmen ihres Schauspiels „Die Falle“ darzutun, wie zermürbende Leiden und Wöte, die durch den erbärmlichen Kleinkram und die umfriedete Enge des Alltagslebens veranlaßt sind, durch stilles fräuliches Heldentum, das durch seine sittlichen Triebfedern zum Siege prädestiniert wird, überwunden werden. So vermag auch aus der Allfälligkeit Größe und etwas wie dramatische Wucht emporzutauken... Die von Intendantzrat Nedenwaldt sehr sorgsam vorbereitete Aufführung erbrachte einen vollen Erfolg...“ Die Arbeit ihrer Dichtung kennzeichnet die „Neue Preussische Kreuzzeitung“: „... Die Dichtungen haben den Vorzug, abseits der literarischen Heerstraße zu erwachen, wie Blumen des Waldes. Sie sind bodenständig und es weht uns ein Duft gefunden deutschen Empfindens daraus entgegen und es spricht aus ihrer Schlichtheit eine Tiefe des Gemütes, die in der Gegenwart, weil selten, doppelt zu begrüßen ist. Dazu kommt zum Glück ein feiner, sicherer Sinn für dramatische Wirkung und Technik...“ Wir führen hier auch eine Reihe ihrer Bücher an, die uns ein Zeichen der Schaffensfreude von Elisabeth Gnade sind: „Die Lebenden rufe ich“, im Verlag E. Pierion-Leipzig, „Kleinstädtische Geschichten“, drei Bändchen im Verlag von S. Schöffländer-Breslau. Bei Carl Reißner-Berlin erschien der weitaus größte Teil ihrer Romane „Docendo discimus“, „Sarkoschin“, „Im Recht?“, „Nordlicht“, „Bergaut“, Gedichte. Andere Gedichte „Winter“ sind im Verlag R. Zacharias in Magdeburg und „Tröst und Kraft“ bei Gebr. Kronach in Berlin herausgekommen. Von den dramatischen Arbeiten nennen wir noch „Eines Meisters Liebe“, ein Spiel in 2 Akten, das auch wiederholt aufgeführt worden ist.

Erich Wobbs wurde am 25. April 1893 in Liegnitz geboren. Die Natur des Riesengebirges schenkte ihm die ersten dichterischen Eindrücke. Er gab mit dem schlesischen Dichter Will Erich Peukert die Zeitschrift „Der Berg“ heraus (Restauflage jetzt im Wir Verlag, Berlin). Carl Hauptmann, bei dem er die volle Tiefe eines Menschen erlebte, stand ihm als Vorbild nahe. Wobbs studierte in Breslau und Göttingen — durch Kriegsteilnahme im Osten wurde das Studium unterbrochen — und widmete sich der Mathematik, der Naturwissenschaft und der Musik. Lange Zeit schwankte er zwischen Ton und Wort, schuf kleine Kompositionen und fand doch im Lied den ihm gemäßen Ausdruck, in dem aber durchaus das Musikalische nachklingt.

Nach der Staatsprüfung wandte sich Wobbs dem Landerziehungsheimwesen zu und war in der Odenwaldschule tätig. In verschiedenen Aufsätzen (Die Tat, Volkschule) nahm er Stellung zum modernen Erziehungsproblem. Wobbs ist seit 1919 mit einer Lehrerstochter aus Majuren verheiratet und lebt als Lehrer in einem Landerziehungsheim in Lychnen in der Mark. Er war Herausgeber der lyrischen Zeitschrift „Der Hain“ (1921), die jetzt mit der „Romantik“ vereinigt ist. Von seinen Büchern, von denen einige hier schon besprochen sind, erschienen im Wir Verlag in Berlin „Das Herz der Landschaft“, „Musik der Berge“, „Das nächtliche Golgatha“. Erich Wobbs ist Mitarbeiter an allen schlesischen Sammelwerken von Wilhelm Müller-Müldersdorf, dessen letztes umfangreiches „Schlesien“ (Preis 49,50 Mk.) in dem bekannten Heimatverlag Friedrich Brandstetter-Leipzig soeben erschienen und warm zu empfehlen ist. Die hervorragenden Dichter Schlesiens sind Mitarbeiter dieses sorgsam und liebevoll zusammengestellten Heimatwerkes.

Vom Schaffen Walter Meckauers berichtet E. W. in der „Literaturwissenschaftlichen Rundschau“: „... Einen vielversprechenden Vertreter und Verkünder hat unsere jüngste deutsche Literatur in Walter Meckauer gefunden. Meckauer ist von der Philosophie hergekommen. Auf gediegener philosophischer Grundlage beruht auch seine Schrift „Wesenhafte Kunst“, im Delpinverlag-München erschienen. Ausgehend von der „ästhetischen Idee“ bei Kant sucht er in einer Darstellung, deren logische Folgerichtigkeit und Geschlossenheit vollste Anerkennung verdient, das Wesen der Kunst und des Kunstwerkes zu erklären. Er entwickelt die Entstehung des künstlerischen Werkes von dem ersten Aufkeimen der Idee beim Künstler an bis zur letzten stofflichen Ausführung, nicht ohne hierbei beherzigenswerte Fingerzeige für die Beurteilung des einzelnen Kunstwerkes, wie insbesondere der neueren Kunstströmungen als solcher zu geben. An E. T. A. Hoffmann erinnern Meckauers Novellen „Begegnungen mit einem Faun“ (Kurt Viewegs Verlag in Leipzig). „Der Brand von Orvietto“ ist als kleines Meisterwerk seiner pathologischen Analyse zu bewerten. Genannt sei noch „Der blonde Mantel“, das Buch „Das glückhafte Schiff“ (Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst). Hier hat Meckauer drei Lustspiele des 17. Jahrhunderts zusammengestellt. „Der praktische Bauer“ (nach einem Pichelhärtensspiel der englischen Komödianten in Deutschland), „Horribilicribrifax“ (nach Andreas Gryphius), „Kolben und Zapfen“ (nach Christian Weise und Martin Opitz). Die Stücke sind einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen, z. B. der „Horribilicribrifax“ aus fünf weischwigen Akten durch Vereinfachung alles unnötigen Ballastes auf einen einzigen Akt zusammengezogen, um sie auch unserem heutigen Geschmack genießbar und bühnenfähig zu machen. Auf neuere Werke Meckauers werden wir später zurückkommen.

Buchbesprechungen

„Bücher und Bilder sind schweigende Zeugen für die Seele und den Charakter des Menschen.“ C. L.

Die ernsthaften Toren. Novellen von Arnold Ullrich. Albert Langen, Verlag, München. 274 S. Geh. 18 Mk.

Diese Nachlese ist zwar locker zusammengestellt, verwischt aber nicht das scharfe Profil des Breslauer Dichters, das uns von früher her im Gedächtnis haftet. Sie gewährt Einblick in die Werkstatt, zeigt Wollen und Können, Stoffe und gegebene Form. Die Helden und Heldinnen des Buches sind, durch geistige oder seelische Verschrobenheit, wirklich „ernsthafte Toren“. Da ist der verbummelte Student, der Leiermann wird, um aus dem Sumpf seiner Existenz herauszukommen; da sind Kriegs-Novellen, wie die bekannte, immer noch und immer gute „Vergessene Wohnung“, die den Krieg überlebt haben und es verdienen; da ist ein Mann, der nur glücklich ist, wenn er subaltern, eingereiht, Befehle vollziehen kann; einer, der Heldenmut als Parade-Rolle spielt; einer, der aus Streberei und Machtgier zum Überläufer wird; Grotesken und andere Arbeiten, die man im „Simplissimus“ gelesen zu haben glaubt; zwei oder drei Skizzen, sicher jüngeren Datums, die sich mit menschlichem Leid befassen, das auf körperlicher Häßlichkeit basiert, die spannen und packen. Alles Arbeiten, zwanglos gestaltet und flüssig geschrieben, von einem Dichter, der das Rundum mit offenen Augen sieht und die Kraft hat, es beseelt in schöner Form wiederzugeben. Ein reiches, unproblematisches Buch, das gut unterhalten kann. Dr. Siegfried Verberich

Gustav Kohn: Kurt Haselhorsts Erbe. Roman. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. 1921. Preis geb. 20 Mk., in Halbleinband 27 Mk.

In diesem seinem jüngsten Roman hat sich Gustav Kohn wieder der Stoffwelt seiner frühesten Werke zugewandt und sich von neuem als ein trefflicher Schilderter der niederdeutschen Heidebanerschaft und der gefühlsvollen Veranlagung ihrer charakterfesten schwerblütigen Bewohner erwiesen. Darüber hinaus gilt es ihm diesmal, an dem durch die Jahre voller Kämpfe und Siege verfolgten Einzelerleben seiner Gestalten Wege und Entwicklungsmöglichkeiten des von ihm in seinem wahrsten Wesen und Geschick begriffenen Vaterlandes in Gegenwart und Zukunft symbolisch darzustellen.

Seit Jahrhunderten gehört der von Eichen und Linden umrauschte Haselhof einem lüneburger Bauerngeschlecht zu eigen. Aber während das Ansehen des Gutes in der Umgegend unerschütterlich steht, vollzieht sich im Innern unmerklich, aber immer bedrohlicher ein Verfall, der nicht aufzuhalten ist. Seinem Bauern geht die Kraft ab, das überkommene Erbe umsichtig zu mehren und zu verwalten; er ist eine Trümnernatur und verschließt sich den wirtschaftlichen Forderungen

einer neuen Zeit. Aber sein Junge, der ist von anderem Blut: frischer Drang ins Weite macht seiner Jugend Sehnsucht zur Wirklichkeit! Und wie Großknecht und Großmagd die väterliche Scholle treulich verwalten, zieht er hinüber nach Amerika, meistert sein Schicksal und kehrt, innerlich und äußerlich bereichert, in dem Augenblick, da sein Vaterland sich der Vernichtung beugen muß, heim, um mit neuen Kräften das Heidegut seiner Eltern einer beständigen und schöneren Blüte entgegenzuführen. Seine Hingabe in unermüdlicher Arbeit an die Scholle wird Dienst am Volksganzen; die sittliche Kraft seines Menschentums lebendiges Vorbild seiner Stammesbrüder.

So wirkt der Sinn dieses von einem heimat-treuen Dichter wirkungsvoll durchgestalteten Geschehens um Herz und Geist aller, die, nie oder nicht mehr befangen vom Wahngelbde mißverständener Ideen, in der Erweckung von Pflichtbewußtsein und Arbeitsfreude, in der rastlosen Erfüllung der vom Leben an uns gestellten Aufgaben mit an der Zukunft Deutschlands schaffen. Mit gedanklicher Tiefe in die Weite weisend, überzeugt von dem unerschöpflichen Reichtum des Heimatbodens und der Tatkraft des wollenden Menschen, hat Gustav Kohn einen Volksroman von einprägsamem Gehalt und künstlerischem Formgefühl und damit uns zu seinem 50. Geburtstag das dankenswerteste Geschenk gegeben.

Walter Lenz

2 Bücher des Neuwirk-Verlages in Schlüchtern

Emil Engelhardt's: „Minne und Liebe“ und „Junge Saat“, Lebensbuch einer Jugendbewegung.

Der Neuwirk-Verlag in Schlüchtern, den Lesern der „Ostdeutschen Monatshefte“ durch Kaergels Schlesienbuch bekannt, hat als geistigen Ausdruck der Schlüchterner Neuwirk-Gemeinde zwei programmatische Werke zu Weihnachten auf den Büchertisch gelegt: das eine stammt aus der Feder Emil Engelhardt's, des Verfassers des bekanntesten Buches über Tagore, das andere ist ein Almanach, eine Anthologie, ein Sammelplatz sämtlicher Autoren und idealischen Vorkämpfer der Neuwirk-Bewegung.

Engelhardt's Forderungen richten sich in seinem Buch „Minne und Liebe“ auf den Gros der jungen Menschen, die die Jugendbewegung umschließt. Er weiß, daß die erotischen Stürme nicht nur Einzelpunkte im Leben sind, sondern daß ihr Nachhallen alle Teile der Seele stark beeinflusst. Er unterscheidet zwischen Minne und Liebe. „Jeder Mensch wird einmal in einer Weltzeit zur Liebe kommen, denn sie ist seine Bestimmung“. Die Liebe aber, die sich im Körperlichen, Sinnlichen wiederholen und in ihrer Bedingtheit und Gebundenheit auswirken will, heißt bei Engelhardt Minne. Den Mißbrauch der Minne (d. h. also: der Erotik) kann nur die Ehe ver-

hätten — allerdings nur die hohe Auffassung von der Ehe, die Engelhardt gibt. Scharf wendet er sich gegen Scheinehen und Versorgungs- und unterscheidet zwischen „Ehe“ und „Verheiratetheit“. Ehe ist für ihn nur da, wo der eine Ehegatte durch die Liebe des Anderen zur Freiheit geführt wird. In diesem Fall sei die Ehe trotz all ihrer Gefahren Persönlichkeits-schöpferin: niemand könne für sich selber leben und schöpferisch lebendig bleiben. Die Ehe sei die Möglichkeit zur einzigen wahren Verbindung von Liebe und Minne, von Seele und Erotik. Auf der Ehe baut sich das rechte Familienleben auf, das Ludwig-Richter-Leben, wie es Engelhardt einmal in einem alten Landpfarrhaus und in einer altförmigen Familie gesehen hat; in der Ehe wurzelt die rechte Art der Kindererziehung, die den Mittelweg geht zwischen chinesischen Autoritätsidealen und europäischer Individualitätsbetonung. — Das Kapitel über „Kinder“ ist wundervoll, wundervoll freigeistlich und zugleich kraftvoll gesund! Dagegen fehlt Engelhardts Ausführungen über Minne der letzte Sinn für die Abgründe dieses Gebietes und ihre dämonische Verkettung mit dem Edelschöpferischen in jeder Natur.

Das Problem der männlichen Polygamie übergeht er unseres Erachtens zu schnell. Die für den Kampf der Geschlechter, die Lehre vom Angeworbenen der Gegensätze, so bezeichnende Tatsache, daß die „Weibchen“ eher und häufiger sich verheiraten als die mütterlichen, die weiblichen, die echten Frauen, verwundert ihn und stimmt ihn traurig. Die einzig mögliche Auflösung all dieser Probleme — auch das letztgenannte wickelt von dort aus sich ab — die nämlich, daß glücklichste Ehe oder gleichwertiges Zusammenleben nur dort sein kann, wo Polarität des sexuellen, aber Harmonie des seelischen Empfindens bei zwei Menschen gleichzeitig vorliegt — daß aber dieser Gnadenfall nur Seltenheit, Köstlichkeit ist, meist trifft die eine der beiden Bedingungen nicht zu — diese Auflösung findet Engelhardt nicht.

Sein Buch ist ausgesprochen edel und rein, in der Form getragen von wohlklingender Ruhe und dichterischer Stilklarheit. Nicht nur um dieser Form willen verdient es weiteste Verbreitung; die neuchristliche Jugend wird ihm viele Befürchtungen entnehmen und, was mehr wiegt, den Schwung zu neuem ethischem Wollen.

Eberhard Arnolds wertvoller Aufsatz „Liebesleben und Liebe“, der den zentralen Beitrag des zweiten Buches, des Alimanchs „Junge Saat“ bildet, vermittelt diese Erkenntnisse über die Nachbarschaft von Eros und Religion und über die Gefahr, die eine Überkultur des ersten, sich daraus ergebend, bildet, indem sie der Nachbarzone die Energien entzieht. Arnold unterscheidet zwischen Eros und Agape; Eros „sucht noch an sich das Seine“, eine Formulierung, die indirekt zu der Engelhardtschen im Gegensatz steht. Feinsinnigste Einfühlung waltet in diesem Beitrag, waltet auch über Joachim Böckhs Aufsatz „Sehnsucht und Erfüllung in der Jugendbewegung“: in seiner weiten

Fassung der Religiosität, in seiner psychologischen Ausdeutung der Demut, seiner Freude an Theis und Antitheis und den Erklärungen der Sinnbedeutung eines Wortes. „Frei werden von aller Dinglichkeit“ ist sein Ziel; Liebe ist ihm „ein völliges Abheben von allem, was uns jetzt scheinbar gehört, von dem wir scheinbar gar nicht lassen können... Und in diesem vollkommenen Los-sein wird unser Leben dann zum Dienst am Gottesreich.“ — Aus der Fülle der Beiträge sei Norman Körbers programmatischer Aufsatz erwähnt: die Jugendbewegung müsse werden, was einst die Romantikerschule war; sie muß sich hüten, entschäftlicht zur literarischen Mode zu verfallen. — Erwähnenswert ist Walter Christallers Aufsatz „Proletarische Jugendbewegung“ und Traugott Staekelbergs sehr temperamentvolle Ausführung über „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die nach Meinung des Autors Begriffe sind, die sich gegenseitig bescheiden. — Walter Koch bringt einen wertvollen Beitrag „Unser Weg“, in dem er feststellt, daß die Jugendbewegung sowohl die „Völkischen“ wie die „Menschheiter“ (die Internationalen) unter sich sammeln will; sie, die Parteien, einen ja das Erlebnis ihrer Jugend. Es wächst, wie Körbers Vorwort hoffnungsvoll ausspricht, ein neues Geschlecht heran, adliger, aus allen Lagern stammend und „unter Gottes Banner“. — Ausgezeichnete Holz- und Scherenschnitte von Erika Röldecke-Christaller und Hannchen Hönig durchziehen das Buch und passen sich den einzelnen Aufsätzen sinngemäß an.

Martin Vormann

D. Heinrich Sarneski: „Wanderer und Gefährte.“ Novellen. Quelle u. Meyer, Leipzig 1921.

Fünf Novellen, die an die besten Traditionen deutscher Erzählungskunst anknüpfen, stehen in diesem selbstam stillen, klaren Buch. Fünf Geschichten, erzählt mit jener unaufdringlichen geistigen Überlegenheit, die reiches Erleben, tiefes Schauen und Eindringen in die Dinge verraten und in jener Reife, ausgereichten Sprache, die Fleiß und Wohlklang hat.

Mit einem wehfüßen Liebeslied beginnt das Buch. Holder Stimmungszauber, zuwelen an Tennyson erinnernd, rankt sich blühend wie die kurze Wanderschaft des Rastlosen mit der nicht mehr Rastlosen, des zur Wanderschaft Verdammten mit der zum Herdrieden Geseigneten, des fahrendenbürgigen Bürgersmannes mit dem heimatsuchfüchtigen Vagabundenkind. Es tut der innigen Liebeslegende keineswegs Abbruch, wenn der Schlussakkord ein reichlich süßes Moll ist, denn sie ist ja aus einer uralten Truhe genommen, und „das Papier war vergilbt und die Schrift schwer entzifferbar“; doch der Duft trockener Blumen, seidener Lächer, Vänder und festerer Spangen umwirft diese Geschichte.

Die zweite erzählt von dem „Schmuck der Prinzeßin“. Sie führt uns mit hoher Kraft der Anschaulichkeit in die bunte, vorgeschichtliche Welt der Pharaonen, in das Land von Isis und Osiris. Es geht auch in dieser Geschichte um die

Liebe, die die ewig gleiche ist und die Zeiten überdauert. Und wenn sich der altägyptische Baumeister Amosis und der Forscher Rostland die Hände reichen, sind die, wenn auch getrennt durch Jahrtausende, Brüder im Glück und in der Not, im Blute und im Schicksal.

Ganz köstlich in seiner romantischen Vielfarbigkeit und Lebenbigkeit ist dann diese Mär von dem reisenden Tod, der, schwelztriefend mit „Pflasterbacken und einem leichten Bauchanfaß“ durch den Sommertag am Rhein hinschleppt, verliebten Burschen das Nordmesser führt, den Fuhrmann unter das eigene Gefährt bringt, mit zehenden Studenten sich selbst bezechet, um dann von einem alten Gelehrten gründlich eingepackt zu werden. Prächtiger Humor und echte Lebensweisheit würzen diese Geschichte und heben sie furchtbar über die üblichen Schauer-märchen von dem Gerippe mit Senfe und Stundenglas.

In die Atmosphäre engbürgerlicher Behaglichkeit führt die folgende Novelle, in der die poetisierende Liebesgeschichte des Dichters Hsiangju neben der des Professors Ohnefurcht sich wie ein herrlicher Edelstein neben einem böhmischen Glaschliff ausnimmt. Ein reiner, voller Klang bringt schließlich die Novelle „Das Grab am Berge“. Aus bloßgelegten Steingräbern taucht die Sage, wird beim Anblick der tausend-jährigen Frankentochter Aregunde, über deren Grab der Kirchbaum in Schneebüfte steht, das Lied ihrer Herzensnot, wird das Lied alter Helben und Recken lebendig.

Voll und stark schließt das Buch, in dem sich eine herbe, männliche Erzählungskunst offenbart, an der wir heute keinen Überschuß haben.

Willibald Omankowski

Neuere Arbeiten zur Landeskunde des Ostens

Schon im vorigen Jahrgang hat der Verfasser eine Übersicht gegeben von allen Arbeiten, die bis zum vorigen Jahre Beiträge zur Landeskunde des Ostens lieferten. Inzwischen ist die Wissenschaft nicht untätig gewesen, weiter an der ostdeutschen Heimat und am ferneren Osten zu arbeiten. Und in der heute gegebenen Übersicht soll wieder eine Ernte von einem Jahre gegeben werden.

Zunächst seien zwei größere Werke behandelt, die sich zwar über ganz Norddeutschland verbreiten, aber dem deutschen Osten reichlich Beachtung schenken und die Ergebnisse aller neuen Erkenntnisse verwerten. Zunächst sei auf das umfangreiche Werk von Eugen Geinag, Professor an der Universität Rostock: „Das Diluvium Deutschlands“ hingewiesen (Stuttgart 1920), in dem er die ostdeutschen Eiszeitablagerungen seinem monoglazialen Standpunkt einordnet. Er steht im Gegensatz zu anderen Forschern, die eine mehrmalige diluviale Vereisung durch mehrere Eisvorstöße annehmen, auf dem Standpunkt eines einmaligen großen diluvialen Eisvorstoßes und eines etappenweisen Rück-schmelzens. Auf polyglazialen Standpunkt befindet sich Prof. Dr. Fr. Schuch, der das

große Werk von F. Wahnschaffe: „Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes“ umgearbeitet und neu herausgegeben hat. (Stuttgart bei J. Engelhorn, 1921.) In ihm kommt der vor eiszeitliche Gebirgsbau des deutschen Ostens zur ausführlichen Behandlung. Er beschreibt ausführlich die ostdeutschen Diluvialbildungen und ihre Oberflächenformen. Die nach eiszeitlichen Bildungen werden ausführlich beschrieben und nach ihrer Entstehung behandelt (Fluß- und Seeabflüsse, Moore, Dünen, Veränderungen der Küstengebiete). Karten und Bilder von ostdeutschen Verhältnissen unterstützen das Verständnis der Ausführungen.

Mit Ostpreußen beschäftigt sich eine Arbeit von N. Uberg in Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans Univerzitetetsred; Uppsala 1920 über „Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit“. Drei Kulturen haben während der Völkerwanderungszeit in Ostpreußen ihre Heimat gehabt. Als Fortsetzung der gotischen Kultur muß man die eine auffassen, die im Samland ihre Heimat hatte und sich von da in das Landesinnere ausbreitete. Eine zweite Kultur wanderte von Süden nach Majuren ein. Sie ist „rein germanisch gefärbt“ und verbreitet sich von Majuren aus. Eine bis jetzt den Litauern zugeschriebene Kultur — der Beweis fehlt noch — hat ihren Sitz in den jetzigen Kreisen Memel und Heydekrug gehabt. Diese drei Kulturen wurden auf Grund von Fibelformen unterschieden.

Mit der „Morphologie der samländischen Steilküste auf Grund einer physiologisch-morphologischen Kartierung des Gebietes“ befaßte sich H. Moritzen in den Beröff. d. Geogr. Inst. der Albertus-Universität zu Königsberg, Heft 3 (Hamburg 1921). Zunächst erfahren wir in dieser gründlichen Studie allgemeines über die wirkenden Kräfte (Meeresbrandung, Küstenverförmung, Sturmfluten, mechanische Verwitterung, chemische Verwitterung, Schwerkraft, das im Boden zirkulierende Wasser, das oberflächlich abfließende Wasser, Wind, Zerstörung durch Tier und Mensch, Einfluß des Klimas und über schützende Kräfte). Im zweiten Teile werden die Oberflächenformen der Samländischen Küste geschildert, nachdem innerer Bau und Entwicklungs-geschichte der Küste und Samlands, die Bösungsverhältnisse des Kiffs und die Vegetation behandelt sind. Der Verfasser beschreibt den Stufenhangtypus, Stufenhang-Sporntypus, das ungeliebte Kiff, die Buchten (Quell-nischen, Trichterbuchungen, Kesselbuchungen, Spülbuchungen), die Dünen, das aufgelöste Kiff, Fremdlingformen, Flußtäler. Betrachtungen werden angestellt über die Buchten der Samländischen Küste, den Strand, den Rückgang der Küste und künstlichen Küstenschutz.

Die „Versorgung Ostpreußens mit Rohstoffen aus heimischen Lagerstätten“ behandelt Professor Dr. A. André in d. Mitteil. a. d. geol.-pol. Inst. u. d. Bernsteinamml. d. Universität Königsberg i. Pr. N. F. (seit 1915) Nr. 18. Er geht auf die Bernsteingräberei ein, weist auf die

Torfschähe hin, macht auf die durch zahlreiche Versuchsbohrungen und Schürfe an der samländischen West- und Nordküste, im Simfertal bei Heilsberg, in der Gegend von Heiligenbeil und Gladiau bei Grünmühle nachgewiesenen Braunkohlen aufmerksam, die sich auch noch an anderen Orten finden und stellenweise abgebaut werden konnten. Als Erz kommt nur der Raseisenstein in Frage, den man vor 350 Jahren schon in den Kreisen Ortelzburg, Johannisburg, Reidenburg abgebaut hat. Thomaschlacke, dieses wichtige Düngemittel, kann gewonnen werden. Raseisenstein kann in poröser Form auch als Gaserinigungsmaße verwendet werden. An Baumaterial ist Ostpreußen reich (Steine, Schotter, Kies, Bausand, Brennkalk zu Mörtelzwecken, Material zu Kunststeinen und Kalksandsteinen). Auch Glashütten können wieder in Ostpreußen eingerichtet werden. An Düngemitteln sind Phosphorite, Wiesenkalke, Gieschiebemergel vorhanden.

In einer noch ungedruckten Dissertation beschäftigt sich Th. Hürtig nach einem Referat Professor Friedrichshens in Petermanns Geogr. Mitteilungen (67. Jahrg. 1921) mit dem „Pregel-Deimetal“. Die heutige Oberflächenform wird durch eine vorbildliche Anlage des unteren Pregeltales wahrscheinlich gemacht. Nach der Eiszeit trat eine Senkung des unteren Procel- und Deimetales ein. Die Deime ist ein altes Durchbruchstal durch Endmoränenzüge, das vom Pregel als Abschlußarm nach N benutzt worden ist.

Über die „Posener Seen“ hat H. Schühe in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ (Stuttgart 1920 bei J. Engelhorn) seine umfassenden Untersuchungen veröffentlicht. Man erfährt zunächst das Wichtigste aus der Geschichte der Posener Seenerforschung, über die Forschungsarbeit, Zahl der Seen, Verteilung, Tiefenverhältnisse, Umriss und Anordnung der Seebecken, Untergrund, Bodenbedeckung, Verbindung, Entstehung der Seen, Farbe und Durchsicht der Seen und schließlich über das Verhältnis der Seen und des Menschen (Siedelungen, Fischerei, Kraftgewinnung, Verkehr, ästhetische Werte der Seen, Seespiegelsenkungen, Benennung der Seen). Im zweiten, spezielleren Teil werden die Seen, nach Landschaften geordnet, behandelt. Eine Übersichtstabelle der geloteten Seen schließt sich diesen Ausführungen an.

Von den „Mineralogischen Untersuchungen über Bernstein“ ist von P. Dahms in der Schrift. d. Naturf. Gesell. in Danzig 1921 ein Beitrag über „Schwarzharz und Ostseebernstein“ veröffentlicht worden.

„Grundwasserverhältnisse im Glazialbiluvium westlich Dünaburgs und des Dönnigshagen-Sees“ werden von R. Hundt in der Zeitschr. für Wasser-Versorgung und Abwässerkunde (1920) behandelt. Das teilweise litauische und dem südlichen Kurland angehörende Gebiet zerfällt in eine ebene Grundmoränenlandschaft, eine kuppige Grundmoränenlandschaft, eine Endmoränenlandschaft, eine Nowlandschaft, eine Sandur-

landschaft und Talgebiete mit Staubecken, von denen die Grundwasserverhältnisse festgestellt werden. Es handelt sich um Untersuchungen, die der Verfasser im Kriege ausführte.

Mit der „Verbreitung der Tartarischen Stufe in Westrußland und Deutschland sowie über den Charakter der Buntfandsteinformation“ beschäftigt sich O. von Linstow in den Schriften der Physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. (1919). Es handelt sich um braunrote Tone, die im höheren Zechstein und tieferen Buntfandstein auftreten, für die Nikitin den Namen „Tartarische Stufe“ geprägt hat. Aus dem Wolgagebiet heraus verbreiten sie sich über das Baltikum (Livland, Kurland), Gouvernment Wibeschk, Minsk, Grodno. Über Slubukoje, Rowno, Schaulen, Polangen, Turmellen, Memel, Schubin kann man diese Stufe nach Norddeutschland hinein verfolgen. Diese „roten Tone“ sind bei Schubin 1200 m mächtig und müssen sich in einer Zeit abgelagert haben, als am Ende des Zechsteines Bodensenkungen eintraten, in die das aus den Randgebieten stammende Verwitterungsmaterial hineingeschwemmt worden ist.

In den Mitteil. a. d. Geologischen Institut d. Universität Greifswald veröffentlicht Henry von Winkler-Reval eine Arbeit „Über Umfang und Abbauwürdigkeit estländischer Bodenschähe“ (Greifswald 1920). Es handelt sich um eine ausführliche Darstellung des estnischen Brandschiefers und der phosphorhaltigen Obolensart. An Kukkersit sind nach des Verfassers Berechnung 128 790 000 Tonnen vorhanden. Man kann diesen Kukkersit zu Teer, Gas und direkt zu Seilzwecken verwenden. Es werden die verschiedenen Gewinnungsverfahren geschildert. Ein anderer wertvoller Bodenschatz ist der Diktyoaraptuschiefer. Diese beiden Ablagerungen entstammen dem Sidan, während dem Kombrum der Obalensandstein angehört, aus dem man gegen 1 710 000 Tonnen Rohphosphat gewinnen könnte.

J. Mayer hat mit seinem „Kurland“ (Veröff. d. Geogr. Instituts d. Albertus-Universität zu Königsberg, Heft 2) eine allgemeine Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie gegeben (Hamburg 1920). Die sehr umfangreiche Arbeit wird durch reiches Bild- und Kartenmaterial ausgezeichnet. Es ist eine zweite Landeskunde geworden, seitdem die von Kupffer (Baltische Landeskunde) vergangen ist.

Rudolf Hundt

Hans Christoph Kaergel: Das Marienwunder. Roman. Grethlein u. Co., Leipzig/Jülich. 1921.

In diesem jungen Schlesier steckt ein gar nicht zu verkennendes starkes Erzählertalent, das sich bestimmt über kurz oder lang durch all die noch mehr äußeren Hemmnisse seinen Weg zur Klarheit bahnen wird. Er hat schon jetzt eine erstaunlich sichere Hand, ungewöhnliche Stoffe zu bollen, sich an problematische Charaktere heranzubohren, und schreibt fesselnd und äußerst

lebendig. Noch fällt ihm das Gerüst des Romans manchmal zusammen, noch fühlt man, wie er oft mehr gewaltsam die widerspenstige Materie sich untertan macht, noch scheint ihm das eigentliche Verhältnis zu jenen einfachen Menschen, die er konstruiert, wo sie sein großer Landsmann Sehr erschafft, noch erkennt man zu sehr das wenig Persönliche des Erlebnis; aber ein starker Unterstrom wird doch schon hörbar.

Was diesen Roman jedoch zu Fall bringt, ist die Verquickung des religiösen Mysteriums mit dem hier geschilderten Vorgang. Da ist ein junges Mädchen, das seinen Tag versäumt hat. In der Stunde, da diesem Mädchen das Glück der Liebeserfüllung nahte, hat der Mann es nicht über sich gebracht, die körperliche Hingabe anzunehmen, weil ihn (just in diesem Moment!) die Erinnerung an die Unberührtheit eigener Mütter erdrückte. Als er im Kriege fällt, wird das Mädchen von erotischen Visionen gehebt und lebt in dem Traumwahn, daß der tote Geliebte es dennoch zum Liebesglück heimführen und seine qualvolle Muttersehnsucht erfüllen werde. Offenbar ebenso sinnlich wie hysterisch gibt sie sich dem ersten besten Manne hin, in dem sie ihrem Verlobten ähnliche oder verwandte Züge zu erkennen glaubt, und wird von ihm Mutter.

Dieser Stoff verrät einen Dichter; aber er kann auch nur einen Dichter vertrauen, und als solchen kennzeichnet sich Kaergel in Sprache und Gestaltung nicht genau. Und so wird aus der Verzeilichung des Mysteriums der Maria immaculata etwas wie eine Entzauberung, die nicht selten sogar die Grenze der Profanisierung so hart streift, daß es einen strenggläubigen Katholiken mehr verlezt als überzeugt. Schon der bloße Gedanke eines Vergleiches zwischen diesem (übrigens vielfach psychologisch sehr fein beobachteten) unglückseligen neuraffenischen Geschöpf und der reinen Gottesmagd aus dem Geschlecht Davids ist eine Unmöglichkeit, und das wirkliche Marienwunder von Nazareth hat mit den Vorgängen im Hause des Wild- und Walbhüters so gut wie nichts gemein.

Willibald D m a n k o w s k i

Eingesandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

Martin Otto Johannes: „Ade! verspieltet“. Verlag Erich Mathes, Hartenstein i. Erzg. Geb. 6 M., geb. 10 M.

Will Erich Peukert: „Apokalypse 1618“. Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geb. 18 M.

Paul Laskowski und Marie Mathias: „Heimatklänge aus dem Osten“. Verlag der Deutschen Ostbuchhandlung Berlin.

Karl Strecker: „Unsere Kaiserin“. Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft Berlin.

Ed. Möricke: „Der Schatz“

Julius Moser: „Winetius“

Charles Sealsfield: „Der Kinderstüber“

Graf Gobineau: „Die Tänzerin von Schemacha“

Ernst Moritz Arndt: „Geist der Zeit“

Horst Rottbohm: „Phantasten zur Nacht“

Verlag Hans Lohmann, Leipzig.

Annemarie Sibbers: „Vom tiefsten Brunnen“. Verlag Wolf von Kornatzki, Weimar. Geb. 9 M.

„Die Mär von Frau Jutta, der Päpstin Johanna“. Verlag der Freunde, Wolfenbüttel.

Ernst Zemke: „Die Lyrik der Romantik“. Jaegerische Verlagsgesellschaft, Leipzig.

„Im blühenden Garten“, neue deutsche Märchen, herausgegeben von Hans Sturm. Verlag Deutsches literarisches Institut Berlin.

Robert Heinz Hengrodt: „Die Lyrik Rainer Maria Rilkes“. Verlag J. Bielefeldt, Freiburg i. Br. Geb. 25 M., geb. 30 M.

„Innendekoration“ Januar- und Februarheft. Deutsche Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt. 20 M.

Hans Sturm: „Aus Gassen und Gärten“. Hausenverlagsgesellschaft Carlslouis. Geb. 6 M.

„Mitteilungen des Copernikusvereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn“.

Else Sparwasser: „Anton von Obbergen“. Verlag der Danziger Neuesten Nachrichten“.

Viktor Raleczka: „Die Narrenmühle“. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geb. 15 M.

Eberhard König: „Dietrich von Bern“. „Die Rabenschlacht“. Verlag Erich Mathes, Hartenstein i. Erzg. Geb. 22,50 M.

Hanns G. Müller: „Adelward Perkingers Fahnenstucht“. Teienverlag Leipzig.

Gertrud Prellwitz: „Weltfrömmigkeit und Christentum“. Maierverlag Oberhof. Geb. 7,50 M.

Gertrud Prellwitz: „Vom heiligen Frühling“ 3. und 4. Blatt. Maierverlag Oberhof. Geb. 3 M.

Hermann Kaffisch: „Der oberbesessene Selbstschutz im dritten Polenaufrüst“. Heimatverlag Oberschlesien, Berlin. Geb. 20 M.

Th. Endemann: „Vom Hesseerland und Ostseestrand“. Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.

Anne Margret Skrzeczka: „Von Spiegelbildern beider Welten“. Verlag J. Ehlo, Freienwalde a. O.

„Aus der Verschiedenheit Finnlands“, herausgeg. von Joh. Shquiff. Verlag Felix Lehmann, Berlin.

„Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart“ herausgeg. von J. Loewe. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geb. 12 M.

„Deutscher Almanach von Monat zu Monat“, herausg. von Paul Burg und Emil Glauber. Verlag der Görlicher Nachrichten und Anzeiger. Geb. 10 M.

Carola von Roon: „Lebenskristalle“. Verlag der Görlicher Nachrichten und Anzeiger. Geb. 12 M.

Irma Erben-Sedlaczek: „Die Stimmen des Tages“. Verlag Willi John, Breslau.

Hugo Oniełczyk: „Das zerbrochene Ringlein“. Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz. Geb. 15 M.

Hans Schönherr und Fritz A. Zimmer: „Der Liebesreigen“. Verlag Hegel & Schade, Leipzig. Geb. 25 M., geb. 30 M.

Heinrich Leiz: „Wunderwelt“. Richters Druckerei, Berlin.

Walter Hammer-Webs: „Als ich mich verlor“. Richters Druckerei, Berlin.

Paul v. Rechenberg: „Aus den Lebenserinnerungen eines Okkultisten“. Verlag Joh. Baum, Pfullingen. Geb. 9,60 M.

D. Seeberg: „Dem unbekannt gefallenen Krieger“. Verlag F. W. Ruhfuß, Dortmund. Geb. 3 M.

„Marées, der deutsche Maler in Rom“, ausgem. und eingel. von Kurt Pfister. Delphinverlag München.



Mar Dauthendey: „Das Märchen-
briefbuch der heiligen Küche im Javaner-
lande.“ Verlag von Albert Langen,
München.

Auf Java verzehrte sich Mar Dauthen-
dey während des Weltkrieges nach der
Heimat. Aus der Wirklichkeit flüchtete
er sich dort in das Reich des Märchens.
Die Frucht ist das Märchenbriefbuch, ein
schlichtes, reifes Werk, das sich dem
übrigen Schaffen Dauthendey's ebenbürtig
anreicht. Die besessene Natur, die in den
Märchen der Brüder Grimm uns so rasch
und tief gefangen nimmt, ist auch in
diesen Erzählungen wirksam. Nicht nur
Kinder, auch Erwachsene, die ihr Kinder-
tum als teuersten Schatz im Herzen bergen,
werden innerlich froh werden, wenn sie
die Märchen lesen, die ein an der Sehnsucht
Geftorbener als letzte Gabe hinter-
ließ. Hans Gäßgen

Wilhelm Müller-Rüdersdorf:
„Die lachende Stunde.“ Lustige Ge-
schichten deutscher Erzähler. Reutlingen
o. L., Englin und Laiblin. 316 Seiten.
Der Herausgeber hat in seiner Samm-
lung in den Schatz deutscher Erzählungs-
kunst des 19. Jahrhunderts hineingegriffen
und 29 lustige Geschichten zu drei Sträußen
zusammengestellt, an denen wir um der
Erzähler wie um des Erzählten willen
unsre aufrichtige Freude haben können.
„Von Schelmen und Poffenreißern“,
„Von Räubern und Sonderlingen“ und
„Von goldner Jugendzeit“ — so kenn-
zeichnet er den Charakter der Sträuße
und gibt dem Leser damit sogleich einen
Hinweis auf das Wesentliche der einzelnen
Erzählung. Die Sammlung vermag zu
erfüllen, was sie will: „Eine lachende
Stunde in den Gang herben Geschehens
fügen“. Ernst Lemke

„Die Mauern von Troffenberg“,
Roman von Hans Friedrich. Biblio-
graphisches Institut, Leipzig und Wien.
272 Seiten. Geb. M. 28.—.

Ein echt deutscher Kleinstadt-Roman,
diese Geschichte eines jungen Mannes,
den die Sehnsucht nach Weltenweite und
Ferne in die Großstadt treibt, und der
dort, nach Vollendung seiner Studien,
die in Italien geborene Tochter eines
Malers heiratet, um mit dieser Mensch-
feindenden Ferne und Fremde in die Hei-
mat zurückzukehren, in der Hoffnung,
sich mit ihrer Hilfe der Fesseln der Klein-
stadt erwehren zu können. Arbeit und
gleitbarer Wille sichern ihm Erfolg und
Überlegenheit über seine Umgebung, aber
sein junges Weib verkümmert und scheidet
dahin hinter der Enge der kleinstädtischen
Mauern: die „Fremde“ scheidet, ihn hat
die Heimat ganz. Sein „Roman“ ist zu
Ende, was bleibt, ist seine Lebensaufgabe:
als Direktor des naturwissenschaftlichen
Museums zu forschen und seine Mit-
menschen Freude an den Wundern der
Natur zu lehren. Ein unproblematisch,
flüssig geschriebenes Buch, in Inhalt und
Form frei von gewagten modernen
Tendenzen, das sich angenehm liest und
verdient, viele Freunde zu finden.

Dr. Siegfried Verberich

Das Blaue Heft

Freie Deutsche Bühne

Herausgeber: Max Epstein

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Äußere, innere Politik / Volkswirtschaft
/ Kunst / Theater und Film / Finanz-
berichte u. a. m.

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

GERHARD HAUPTMANN

Aus Peter Brauer

(bisher unerschienen)

✦
PAUL OESTERREICH

Wynken

✦
ACUTUS

Oberschlesien

✦
R. K. GOLDSCHMIDT

Werfels Sausdrama

✦
EPSTEIN

Preise der Theaterkarten

✦
OSKAR FISCHER

Stilletheit

✦
FRIEDRICH ROSENTHAL

Ein Theater der jungen Schauspieler

✦
HELLMUTH FALKENFELD

Philosophenköpfe

✦
ARTUR ELOESSER

Theater

✦
ROLAND SCHACHT

Die Kritik der neueren Malerei

✦
ROBERT PRECHL

Karavina-Glossen

✦
Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 25 M., Halbjährlich 50 M.

Jährlich 100 M., Einzelheft 2,50 M.

Probenummern und Prospekte un berechnet.

**Das Blaue Heft eignet sich beson-
ders zum Verkauf auf Bahnhöfen!**

Oesterheld & Co-Verlag / Berlin W. 15

Gewissen

Verlag des Ring herausgegeben von Eduard Stadler

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
„Gewissen“
jetzt im **3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öf-
fentliche Schäden und Schädlinge, gegen Fremd-
herrschaft und Schiebertum. Der Ring ver-
tritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: **Eduard Stadler**

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Hein-
rich von Gleichen, Max Hildebert Boehm,
Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich,
Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf
Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy
Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Bohmer, Paul
Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl
Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-
Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl
Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert
Vögler, Reinhold Georg Quantz, Georg von
Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther
de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich
Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert,
Hans Gerber.

Schriftleiter: **Werner Wirths.**

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,—
durch den Verlag, im Postbezug M. 9,—
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pfg. Die
Jahresbezieher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Werbeprämien aus
der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:
Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postscheckkonto Berlin Nr. 81634

Felig Janoske: „**Kantor Kalms**“.
Verlag Fr. Wihl. Grunow in Leipzig.
Geb. 16 M., geb. 23 M.

Eines jener ganz seltenen Bücher, wo
sich Ernst und Lachen, Schelmerei und
nachdenkliche Versonnenheit zu jenem
verinnerlichten, echt deutschen Humor
vereinigten, der mit Geistreichelei und
Esprit nichts zu schaffen hat. Über all
diesen Menschen, die auf verworrenen,
verschlungenen Wegen, durch Irrtümer
und Torheiten einem hellen und leuchten-
den Glück entgegenwandern, steht die Ge-
stalt, die Einwirkung des verstorbenen
Lehrers und Kantors Kalms, der in aller
Schlichtheit und Beschränkung zeitlebend
ein Führer und leuchtendes Vorbild edlen
Menschentums gewesen war, der nun aus
dem Jenseits heraus noch Gedanken und
Geschicke der Menschen, die ihm nahe
standen, zu gutem Ende führt. — Ich habe
seit langem kein so gutes, lustiges und doch
auch wieder tiefes und verinnerlichtes
Buch gelesen. Wolfgang Federau

Erich Volz: „**Spreu**“. Stimmungen
und Skizzen. Aurora, Dresden-Weiß-
böden 1921. 24 Seiten.

Man darf gegen Stimmungen und
Skizzen an sich mißtrauisch sein. Der
in den Begriffen liegende Hinweis auf
Subjektivität deutet meist hin auf jugend-
liche Übungen. Die aber gehören ins
Schubfach und nicht unter die Drucker-
presse, besonders wenn sie der Verfasser
selbst am besten kennzeichnet durch den
Titel: „Spreu“, hinter dem sich eine
kokette Bescheidenheit verbirgt. Spreu,
das ist der Abfall vom Getreide. War-
um gibt uns der Verfasser nicht das
Korn? Oder sollte sein Korn eben Spreu
sein? Ernst Lemke

Anna Schieber: „**Das Opfer und
andere Erzählungen**“. Eugen Salzer Ver-
lag. Heilbronn 1920.

Die Vorsicht, mit der man vielfach an
schriftstellerische Erzeugnisse herantritt,
welche eine Frau zur Verfasserin haben,
erfährt bei diesem Buche eine gewisse
Berechtigung. Die meisten dieser Er-
zählungen wirken wie ein Anachronis-
mus, wie verpöfete Nachzügler aus der
Zeit der sterbenden Romantik. Sie tragen
zwar das Verträumte, Verwaschene, Ver-
schwommene jener Periode in sich, nicht
aber deren innerliches Feuer, deren
blutende Sehnsucht. Eine nicht allzu
reiche Phantasie hat sich an Vorbildern
emporgerankt, die für uns zum größeren
Teil nur noch literarisches Interesse haben,
hat ihre Kraft und Stärke aber niemals
erreicht. Auch hat der Einfluß Stürms
zweifellos in der Verfasserin nachgewirkt,
nicht zum Vorteil des Buches, das pein-
liche Vergleiche zwischen Ursprünglichem
und Epigonenentum herausfordert. Doch
steht zwischen all dem Halb- und Minder-
wertigen eine kleine Erzählung „Das
Schmiedefeuer“, die uns um ihrer Kraft
und Tiefe, um ihrer Schönheit und
inneren Wahrheit willen gerne vergessen
läßt, was wir an den andern auszuweisen
haben. Ein edler Stein in einer schlechten
Talmisfaffung. Wolfgang Federau

Atelier für
Kunstgeigenbau

gegr.
1875



Willy Trossert Danzig
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



FÜR
QUALITÄT

RAUCHER

Jeder Industrielle und Kaufmann

Jeder leitende Beamte und Angestellte

Jeder Volkswirt, Jurist, Politiker

Jeder der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das wöchentlich erscheinende, für den aktuellen Gebrauch wie als
Nachschlagewerk noch nach Jahren gleich wertvolle und unentbehrliche

„ZENTRAL-ARCHIV FÜR POLITIK UND WIRTSCHAFT“

Über die ganze Welt
verbreitet!

Preis nur M. 90.— vierteljährl.

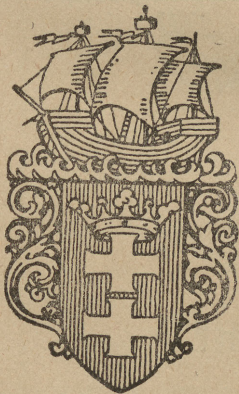
Vorzügliches Anzeigenorgan!
„Europäisches Wirtschafts-
Adreßbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren Geschäftsstellen,
oder unmittelbar bei der

VERLAGSANSTALT MÜNCHEN G.m.b.H.,
München, Finkenstr. 3.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig
mit den Beilagen: Danziger Zollblatt und Statistische Mitteilungen.



Jeder, der sich über die

wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des

Freistaates Danzig und der Republik Polen

unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“
lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d.W., die Einzelnummer 2,50 M. d.W.





W.F. BÜRAU / DANZIG

Langgasse 39 / Gegr. 1829 / Fernspr. 5686, 5687, 5688

Buchdruckerei

Werbeschriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke - Vierfarbendrucke

Bucheignerzeichen

Geschäfts- und Familiendruckfächer

Werkdruck

Druck von Wertpapieren

Buchbinderei Liniierei



4/55 2250.-



*Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion*

L. Murzynski

Inh: Wilhelm Troschke
DANZIG

Gr. Wallwebergaſſe 6-8